

6/1957

DEM INHALT

CHTE · ERZÄHLUNGEN
org Bachmann / Hilde Domin
d Lichtenstein / Adriaan Morrien
z Piontek / Klaus Roehler
dietrich Schnurre

SPIEL
o Meyer-Wehlack: Kreidestriche
ngewisse

ÄTZE
llow: Der grenzenlose Kontinent
ock: Deutschland und Frankreich
on: Europäischer Pluralismus

HANSER

AKZENTE

Herausgegeben von Walter Höllerer und Hans Bender

HEFT 6 · DEZEMBER 1957

★

ALFRED LICHTENSTEIN · DIE ZEICHEN

DIE Stunde rückt vor.
Der Maulwurf zieht um.
Der Mond tritt wütend hervor.
Das Meer stürzt um.

Das Kind wird Greis.
Die Tiere beten und flehen.
Den Bäumen ist der Boden unter den Füßen zu heiß.
Der Verstand bleibt stehen.

Die Straße stirbt ab.
Die stinkende Sonne sticht.
Die Luft wird knapp.
Das Herz zerbricht.

Der Hund hält erschrocken den Mund.
Der Himmel liegt auf der falschen Seite.
Den Sternen wird das Treiben zu bunt.
Die Droschken suchen das Weite.

Es wird Zeit, den Koffer zu füllen und sich davonzumachen. : steht's beim Aristoteles: Mit fünfunddreißig richte dich en gültig zum Bleiben ein. Terrasse hinter Terrasse saugt die Rou flach bergan; du übersiehst die Kulturen, vorne im grünen Fett, das sich Weißes ringt, Fingernagelmonde, später bläulicher Wein v Striemen unterlaufen. Du vernimmst schon die Maiswände, darin c Hamster nagen, hörst, wie die Isolatoren in der Höhe platzen un pedantisch gebündelter Hitze. Da wirst du hindurchrattern, fröhlich Herzens, denn es schlägt unter einem Fahrscheinheftchen für a fünfundachtzig Städte, die man sehen sollte. Alphabetisch hast du : notiert, dem Alphabet nach eilst du von einer zur andern – so wi kein Land bevorzugt, so bleibst du deiner Wünsche Herr und gewi das Unverträgliche zusammenzubringen, wie es zusammengehö Ein großes Gepäck ist nicht zu vermeiden, das hast du schon lan begriffen. Darum wählst du einen Koffer aus Alligatorhaut. So ma che liebe Kleinigkeit steckst du ein, die bisher fast unbemerkt in d Hand war, ganz gut auch ein paar Wochen zu entbehren wäre, do nicht für immer. Was von allem könnte überhaupt zurückbleibe Willst du in deinem Alter dich der Lächerlichkeit aussetzen, die bei Einstieg in ungeübte Sitten droht – willst du wie ein Einheimisch unterm Laub schlafen oder mit Elfenbeinstäbchen essen... Ein groß Gepäck also ist nicht zu vermeiden. Bis dir erschreckend die Tran porttarife einfallen. Mit jedem Kilo schnellen sie hinan. Was, je weit die Reise, desto weniger dürftest du mitnehmen – wenn du nic wüßtest, daß du, je weiter die Reise, um so reichlicher gerüstet se mußt. Nichts ist eigentlich entbehrlich angesichts der alphabetisch Fülle deines Reiseplans. Du bist kein Millionär, nicht einmal woh habend kann man dich nennen – um so dringlicher also, das einm Erworbene bei sich zu behalten.

Die Route wirst du beschneiden müssen, etwa bis zum O. Vor Ärg denkst du gar nicht mehr so weit hinaus, verfluchst das Alphabet un beschließt, allein an morgen zu denken. Den ersten Ort mit A e reichst du nicht am selben Tag, eine Menge Stationen liegen ih voraus, bunt durchs Alphabet, und es ist noch ungewiß, welche c

abends vor dir haben wirst. Denkst du an den üppigen Plan, so ist nur eine winzige Strecke geschafft, aber auch nur ein Bruchteil des Reisegeldes verbraucht. Je geringer die Strecke, desto geringfügiger die Unkosten, wobei du dich fragst, ob beide Geringfügigkeiten einander gleichen oder gar die eine die andere um ein weniges unterbietet. Du teilst die Reise in noch kleinere Portionen, rechnest mit den Dorfbahnhöfen, verzichtest auch noch auf diese. Für solch bescheidene Entfernungen findet sich doch billiger Transport, da hilft schon ein Drückkarren. Und würdest du noch anspruchsloser und schlepptest selbst das Gepäck Stück für Stück zum nächsten, nun freilich geradezu nachbarlichen Aufenthalt, wozu du dir höchstens groschenweise einen Straßenjungen leistest, so schrumpften die Unkosten hinweg, dein Plan setzte wieder Fett an, funkelte hinaus in weißlich gestriemte Kulturen, wo das umfangreiche Gepäck wirklich von Nutzen wäre. Kostbarer als alles wird die Zeit, denn auch du bist nicht mehr der Jüngste, jeder Kilometer säuft sie dir hastig aus dem Hut. Abends im flüchtigen Logis wirst du den Turm von Gepäck gar nicht erst anrühren, ein Handköfferchen enthält das Nötigste, damit du des Morgens fix auf dem Weg bist.

Trotzdem bleibt noch genug von deinem Eigentum zurück. Wer nimmt eine Katze mit auf die Reise... Auch ist da noch der Untermieter, der bei dir nistet, Wäsche, Möbel, Geschirr und Bestecke mit dir teilt, als gehörten sie ihm so gut wie dir. Er könnte bösartig werden, wenn er dich den Hausrat, den er so nötig hat wie du, einpacken sähe. Du willst es nicht auf einen Disput ankommen lassen – befürchtest du gar, er würde dir auf den Kopf zusagen, das alles gehöre ihm... Seit Jahrzehnten wohnt er bei dir, ja genau gesagt, bewohnt er die Zimmer länger als du, denn deine Eltern waren es, die ihn hereinnahmen, als sie ihr Glück einzurichten begannen und die Miete zu hoch fanden. Seitdem ist er da. Kann er nicht tatsächlich das eine oder andere angeschafft haben, da man ihn immer als zugehörig empfand... Wohin kommst du mit deiner Reise, wenn zu jedem Stück erst dein Eigentum nachzuweisen wäre... Du müßtest nach den alten Rechnungen kramen, die Verwandtschaft als Zeugen herbeibitten, dich auf die Lieferanten deiner Eltern besinnen, ungewiß, ob die sich ihrer zu entsinnen vermöchten. Deine Zeit, nun wieder so kostbar, würde endlich heruntergeschunden von Prozeß zu Prozeß, bis du in deinen Wänden bliebest.

So sind die Aussichten. Besser wäre es, in stiller Stunde alles zusammenzuraffen und zu verschwinden. Wären nur die Gelegenheiten nicht so spärlich. Wann geht dein Untermieter schon aus dem Haus. Es ist ein älterer Herr, er lebt von der Rente, wandert durch die Stuben unrasiert, hockt mit seinem Briefmarkenalbum hinter der Geranie. Wohl besorgt er eure Einkäufe, auch hat er ein Hündchen morgens und abends auf die Straße zu führen, doch die Läden sind gleich an der Ecke, und das Hündchen friert die ganze Zeit, es steht irgendwo wie auf Wache und ist schwer davonzubringen, es sei denn wieder ins Warme. Dir tönt das Schloßschnappen noch im Ohr, da ist er schon wieder da. Du mußt mit dem Gegebenen rechnen. Also machst du einen Plan, wie am geschwindesten dein Besitz sich ineinanderschachteln, zum Gepäck verwandeln ließe: Was zuunterst kommt, was unbemerkt schon jetzt zusammengetragen und verpackt werden kann. Du tröstest dich inzwischen damit, daß das Aussichtslose zu vollbringen vor allem eine Frage der Organisation ist. Welch ein Schrecken auch, wenn beim hastigen Aufbruch plötzlich ein Stück zu schwer für dich gebündelt wäre. Du machst dich daran, jeden Gegenstand zu messen und zu wiegen, und suchst für das Massive im Innern des Leichten einen Platz.

Und eines Tages riskierst du es. Sperrst den Alligatorkrater auf. Das Bett zuerst, in ihm wird der Mensch geboren, in ihm sollte er sterben, schwer drückt es an den Grund. An's Kopfende klemmst du die Säge, deren Zähne du vorsorglich schränken ließest. Wer weiß, wann sie wieder ans Licht kommt, doch gibt es ein gutes Gefühl, sie dabei zu wissen, als habe die Hand vierzehn Krallen. Das Stopfei in die Nähe, eigentlich entbehrlich, denn es sollen viele, viele Strümpfe mit, ein Dutzend schiebst du sogleich unter die Matratze. Du holst es wieder hervor. Wie du es in der Hand hältst, fällt dir ein, es zuallerunterst zu legen – wenn du müde sein wirst vom Kofferschleppen, kannst du den Packen über die Rundung rollen lassen. Den Fingerhut: er steckt im Salzfäßchen; unter dem Mineral wartet er, unbemerkt von deinem Hausgenossen; die Pistole daneben und die Fußmatte darüber, die mit dem Salve durchwebt ist, und den Besen mit den zarten Federn – beides in der nächsten Zeit wohl nicht mehr benötigt, doch irgendwo im Alphabet könnte es unerwartet Würde und gute Gesinnung bedeuten und dir dienlicher sein als die Pistole oder die

Pendeluhr, die du soeben behutsam versenkst. Steht der Koffer nur ichtig, so bewegt sich das Getriebe weiter; jeden Abend willst du hm Tätigkeit gönnen. Zwar stimmen die Zeiger dann nicht mehr, loch das schadet nichts, du zählst deinen Puls und bist froh, wenn es b und zu so still ist, daß du das Gangwerk hörst. Lange hast du geschwankt, ob du in dem Pendelkasten nicht lieber die Tassen aufeinnderschalen solltest. Sie klirrten dort sanfter. Aber er tut dir zu wohl, ler Luxus leer durchpendelten Raumes.

Eine Keule schlägt dir ans Schienbein, wenn du versuchend den Koffer anhebst. So ist es in Ordnung. Es kitzelt dich unter der Sohle, laß du im Schreck die Last hinstürzt. Noch von weither, gewiß, aber s genügt: den Koffer seitlings gekantet, wirbelst du geschwind wie in Klavierspieler die zwölf Tassen, die Pendeluhr, den Federbesen, ußmatte, Pistole, Salzfaß und Fingerhut, Socken und Säge auseinnder, jedes an seinen alten Ort. Nur mit dem Bett geht es nicht so ott. Du steigst in das Gestell, schleppst es an den Seitenbrettern heror. Auf den Zehenspitzen gehst du trotz der Last, unter den Dielen pürst du ein gar zu bekanntes Kinn, herzklopfend trittst du über reundlich entblößte Zahnreihen, über lächelnd gestraffte Wangen, eladen mit dem unförmigen Gestell, in dem schon deine Eltern chliefen. Über den Augenbrauen wagst du einen Blick hinab. Astöcher stehen handbreit voneinander, vollkommen geglückte Bohungen. Seine Stimme schallt schon im Flur; noch gar nicht zu vertehen, verkündet er, was heute wieder an Preiswertem und Leckeem aufzutreiben war. Er ist wie ein Kind und meint, du hättest den leichen Spaß an den Fünden. Den Bettrahmen wirst du nicht mehr inwegbringen über das Gesicht deines Hausgenossen. Du rammst as Gestell in den Boden, streckst dich in dem Geviert aus.

Als wäre gar nichts zu bemerken, als sei es die Ordnung, daß der Koffer riesig aufgesperrt das Bett halb im Rachen hat und du wie vom Blitz geschlagen zwischen dem Rahmen liegst, packt er die Einkäufe us, schnuppert am Zimt, füllt die Teeblätter in den Blechkasten. Also tellst auch du dich, als stecktest du in der Lage, die dir wohl tut.

Du hüstelst, speist etwas weg, du bist ja ein Kranker, jeder sieht es, arum hältst du dich zwischen den Bettbrettern auf, darum auch der chal um den Hals, der eigentlich gegen den Reisewind schützen ollte. Da schlappt der andere herein, einen Topf voll Fencheltee vor

sich, den er dir mit besorgt angehobenen Brauen eingießt. Die Jalousien kurbelt er halb herab, hält ein Streichhölzchen unter den Ofen, und die Tür läßt er armweit auf, um dir rufnah zu bleiben, ja als es dunkelt, rückt er nun sein Bett hervor auf den Korridor. Ohne Bedenken, bittet er dich, mögest du ihn anrufen, wenn dir was fehle. Sein Kopf, knittriger vor Angst, thront draußen die Nacht über hochgebettet wie auf einer Fontäne, während dir auf dem hölzernen Lager die Knochen schmerzen. Morgens kannst du es kaum erwarten, daß er zum Einkauf hinabsteigt. Du stehst hinter dem Fenster, aber es kommt niemand aus der Tür. Sein Singsang froher Einkäufe hebt an. Du bist wieder im Bett und mußt übersehen, daß er heute gar nichts mitbringt. Er rumort ein wenig, und am Mittag bekommst du die Reste von gestern. Natürlich lobst du seine Hilfe. Die Vorräte werden doch schwinden. Nur eine halbe Stunde wolltest du haben, gewitzt wie du bist. Doch auch er weiß sich zu helfen. Erstaunlich, was an Eßbarem alles die Wohnung aufhob, und wie versteht er, das Vorhandene zu strecken... Ein Kranker braucht leichte Kost. Gewiß. Du zehrst schon vom eigenen Fett, die Kräfte fallen ab – was, wenn du eines Tages dem Koffer nicht mehr gewachsen bist... Schon riskiert der andere wieder kleinere Ausflüge, unberechenbare Sprünge, ein paar Minuten, eben bis zum Kastanienbaum – und dir zur Marter plötzlich auf zwei, drei, vier Stunden ausgedehnt, währendderen du den Hausrat bis auf den letzten Nagel hättest einsammeln und wegschaffen können. Da kommt er zurück, beladen wie ein Esel mit dauerhaften Viktualien. Du humpelst hinter ihm her, entreißt ihm gierig eine Hartwurst, frißt sie mit der Haut, indessen er dasteht, seine Pakete nachwiegt und im Wandschrank verstaut.

Solltest du nicht wieder gesund sein? Und das Leben fortsetzen und auf den Bürobock steigen... Die Reise bringt dich auf den Hund, ohne daß du einen Schritt getan hast. Ja, steh nur auf, nimm dein Bett, rück es an den alten Platz – rücke den Schlips zurecht, nimm den Hut vom Haken und geh wieder ins Büro. Deines Untermieters weißer Nackenflaum raupt dir im Auge. Du weißt es also, auch du wirst nicht mehr aus dem Haus können. Wie ein Zöllner registrierst du Küchenhandtuch, Korkenzieher, zwölf Untertassen, nicht ob Verbotenes dabei, sondern ob Zugehöriges nicht mehr am Ort ist. Du sagst dir wohl: er ist alt und wird nichts mehr machen, doch gerade

s könnte ihn antreiben, dir zuvorzukommen, einzupacken und lbst sich davonzumachen – wie sollte er sich noch einmal in leerem aus einrichten... Abermals wirst du einen Plan machen müssen, die usend Sachen erfordern einen Plan. Als Zeichen füllst du sie in ein otizbuch, gräbst zwischen sie die Millimeter der Abstände. Nicht nfach ist es, überall hinzudringen, aber während er beim Einkaufen , spähst du sogar in seinen Schreibtisch und merkst dir, was du als in Eigenstes schätzt und was gewiß zuerst die Blasen des Aufbruchs ürfe. Und vor allem das Kleinzeug faßt du ins Auge, Pfeifenreiniger, ollknäuel, Nagelschere, die am unscheinbarsten absickern könnten.

Du bist stolz auf dein Notizbuch. Du machst eine Stichprobe und eißt, ob noch eins beim andern ist, wie es gestern war. Freilich, den ag lang kommt vieles in Gebrauch und nichts davon kehrt genau ieder an seinen Ort zurück. Du selbst sparst an deinen Hantierungen, d wenn du durchaus etwas benutzen mußt, schlägst du nachher im otizbuch seine vorige Lage nach. Aber dein Untermieter ist ein er Mann, er nimmt's nicht so genau, sein Gedächtnis ist nicht mehr frisch. Du mußt ständig hinter ihm her sein und das Zeug wieder den rechten Platz rücken. Damit bist du gut beschäftigt. Meistens zt er wohl still über seinem Briefmarkenalbum am Fenster, dann er kann es ihm in kindischem Geiz plötzlich einfallen, seine Sachen fzubessern. Er fängt an, Knöpfe und Schuhsohlen zu befestigen, er schneidet den Rock auf, um ihn zu wenden, bricht den wackeli-n Tisch, reißt die zerfledderten Bücher vollends auseinander, um so haltbar wie am ersten Tag wieder zusammenzuleimen. Abends, enn du ohne Licht durch die Wohnung tastest, findest du dein otizbuch entwertet. Du kannst es in den Ofen stecken und morgen n neues anfangen. Die Kontrolle ist für vierundzwanzig Stunden nterbrochen. Was kann da alles beiseitekommen . . . Du wirst es cht erfahren; denn ausgeschlossen bei der Fülle eures Besitzes, die eue Aufstellung mit der alten zu vergleichen. Dazu müßtest du eine itte, eine alphabetische machen. Was läge näher?

Nun, du hast es versucht, aber schon beim A gabst du es auf: Das Hin d Her durch alle Zimmer, ständig mit der Angst, was übersehen zu ben, und endlich die Einsicht, es müßte, damit sich bei der weit-aschigen Bezeichnungsart der täglichen Dinge, wie sie durchaus ge-igt, solange man mit dem Finger auf sie zeigen kann, keine Doppel-

notierungen einschlichen, ein jedes zuvor mit einem Namenzettelchen abgehoben werden, worauf sich übrigens dann auch bereits Registriertes bequem kennzeichnen ließe, warfen dich mutlos aufs Sofa. Und du machtest dich wieder an einen topographischen Plan; den konntest du zentimeterweise vorrückend ohne Irrtum zusammenhäkeln. Der kam gar mit grobkörnigen Benennungen aus, weil ihre Nachbarschaft die Dinge hinreichend unterschied. Nur für den Basteleifer deines Gesellen hast du keine Zeichen. Er springt umher wie ein Kind des Hauses, er könnte dein Vater sein, ja er scheint richtig aufzublühen, seitdem er dich täglich um sich hat. Er bemüht sich auch um deine Sachen, stopft dir die Strümpfe, wäscht die Kragen, und so zerdröselt dir im Rücken schon wieder die Topographien, die du gerade mit aller Akribie aufnadelst. Wie willst du dich dagegen wehren? Der andere wird erschrocken den Leimtopf hinstellen, und am andern Morgen wirst du ihn das Zeug sich aufhucken und zur Reparatur schleppen sehen – hinfällig genug das Erbe deiner Eltern ist es, wer könnte dagegen mit Vernunft etwas haben... Willst du seine harmlosen Rechte beschneiden? Froh bist du, daß er noch nicht selbst darauf kam – was kehrte, einmal aus dem Haus, wieder zurück... Du mußt das System vereinfachen. Es ist zuviel, denn nichts, was vorhanden, kann ausgelassen werden, eins hängt am andern.

Du beginnst, das Überflüssige zu beseitigen, dies und das, seit Jahren außer Gebrauch, wandert in den Ofen. Anderes schleust das Klosett von dannen. Auch durch das Fenster geht manches, allerdings nur Sachen mit Gebrauchswert, die nicht drunten liegen bleiben. Du atmest auf, als die Kleinigkeiten rarer werden. Ob der andere was merkt? Und wenn – seit Monaten verläßt du die Wohnung nicht mehr, und alle Räume stehen offen.

Inzwischen veralten die Fahrpläne, die aus aller Herren Länder unter deinem Bett stapeln. Du wirst erfinderischer. Wieviel arme Leute gibt's, die an der Tür scharren, bisher nie wahrgenommen. Rasch schiebst du ihnen ein silbernes Tablett unter den Rock. Sie wackeln mit den Lippen und schnellen die Treppe hinab. Freundlicher sieht's bei euch aus, findest du, schlicht, spartanisch solide. Der abgetretene Teppich liegt leer auf dem Boden. Aus ihm wirst du eines Nachts schmale Streifen machen. Die nähst du aneinander, lange Bahn, zu beschreiten nur noch, wenn man besonnen Sohle vor Sohle

tzt, doch eigentlich nicht mehr abzuschreiten, riesiges Knäuel lagert n Ende des Zimmers. Du rollst es die Wand ein Stück hinan, emmst die Stirn gegen die steile Bahn, und über Kopfhaut und ücken rollt es dir sanft herab. Wenn du auf dem Streifen vor dir tzt die Wand hinanliefest wie eine Fliege – sag nicht, das sei nicht öglich, das ginge deiner Menschenwürde gegen den Strich, hast du icht schon manches Fliegenartige begriffen und gibt es einen Grund, icht ständig hinzuzulernen... Ach du weißt, daß du unermüdlich inzulernen wirst. Bloß das Alphabet zu kennen, reicht nicht einmal ur Abreise. Aber einmal kann es soweit sein, daß du in Gang kommst, ie Stirn über den Teppich wetzt, unbekümmert, wie lang die Bahn ch wird auswälzen lassen. Ihr Ende meldet sich von selbst, wenn lötzlich der Flaum weg ist, der Schädel über harten Schotter schnarrt, och ein Stück weit, ehe die Stirnhaut weggeraspelt in die Augen eschabt wird.

Soweit ist es noch nicht. Soweit ist es noch lange nicht. Jetzt lehnst u noch an der Wand, die Teppichspule hinter dir. Du denkst, der immernachbar sollte schlafen. Du denkst auch: Er schnarcht, ich öre es, aber er macht kein Auge zu. Er merkt doch, wie sich alles ereinfacht, die blanken Dielen, die Lichtflecken an den Tapeten, die röhnenden Schubladen. Plötzlich wird er aus dem Bett springen, den ettbezug aufspannen, hineinschleusen, was ihm gerade vor den ingern ist; kein Licht braucht er, wie eine Kuh frißt er die Überleibsel von den Regalen, aus den Schränken, stößt Stuhl, Kommode nd Pendeluhr hinterdrein – willst du mit dem Beil hinter der Tür ehn? Wenn er Vernunft hat, wartet er keine Stunde mehr, wird er ald sein Ohr durch den Spalt halten, um auch aus deinem Zimmer och etwas zu retten. Der Teppich schabt dir über die Nase. Hättest u nur mehr gelernt, wärst du bei den Fliegen in die Lehre gegangen. u spät ist's gewiß noch nicht, nur spaltet sich deine Aufmerksamkeit, a du dauernd nach dem Luftzug der sich öffnenden Tür fahndest. onst kämst du rascher voran. Als Anfänger hilfst du dir damit, die aufbahn mit breiten Nägeln die Wand hinanzuheften. In die Laschen wischen Mauer und Gewebe kannst du die Füße stellen und langsam ufwärtsklettern. Die Stirn stemmt den Streifen voran, der Mund eckt den nächsten Nagel ein. Zu sehen ist nichts. Vergessen hast du, ie Nägel zu zählen, Maß für den Aufstieg, du fühlst dich dennoch

zufrieden, völlig zufrieden, denn auch die tickende Unruhe ist
über die Stelle am Plafond, wenn die Senkrechte horizontal abknic

Das liegt noch in der Ferne, so kommt es dir wenigstens vor,
auch der Fußboden weit ab sein muß, Gründe des Glücks. Geräus
dringen noch nach, eine Schranktür knarrt wohlbekannt. Ein Kleic
bügel klappert, grob ruckt es über die Dielen. Du hüstelst z
Spaß – gleich wird's still über eine halbe Stunde hin und schram
vorsichtig wieder an. Einmal poltert es auf dem Korridor, und
knurrst wütend, wie im Schlaf bedroht. Eine faltige Kiste von Li
kippt von Wand zu Wand, als drunten ein Wagen vorbeirc
Querüber vom Kopf- bis zum Fußende ist dein Bett umschni
schwarzrotes Plumeau schwillt dort, wo der Schläfer atmen sol
Es muß die Wäscheleine deiner Mutter sein, über den leeren Speic
verspannt, ein Netz für eure tropfenden Kleider, das ihr nie gebrau
habt. Kerzenflamme wackelt über deinem Koffer herein. Als g
noch was zu verbergen, schließt dein Untermieter die Jalousien, stü
gierig das Koffermaul über das gefesselte Bett, stopft hart mit d
Knie nach, wuchtet die Schienen übereinander, bis das Schloß kna
und sackt erschöpft mit dem Gesäß auf den Packen. Du lachst aus d
Bauch, aber es muß schon weit sein, er hört dich nicht mehr. Ein Stu
brocken bricht dir in die Hand, du zielst nach seiner Glatze. Er guck
die Höhe, deckt den Kerzenschein vor den Augen ab. Was mag
sehen... Aber den Teppichstreifen hat er entdeckt. Prüfend schieb
eine Hand in die Laschen. Wie die Kerze umstürzt, siehst du noch,
er sich den Koffer auf den Rücken bindet. Hat er noch mehr Gepä
Du erwartest, ihn davontrampeln zu hören, aber es ist nichts meh
hören. Es ist auch nichts mehr zu sehen. Du meinst, es müßte
Tag werden, wer jedoch soll die eisernen Jalousien hochziehe
Nur die Luft unter dir zuckt, als werde sie hin- und hergepumpt.
spürst keine Müdigkeit, Gott sei Dank bist du ohne Gepäck, nu
der Hosentasche die kleine Last der Nägel. Wirst du nicht balc
geschickt sein, auch ohne sie auszukommen...

NACH DIESER SINTFLUT

NACH dieser Sintflut
möchte ich die Taube,
und nichts als die Taube,
noch einmal gerettet sehn.

Ich ginge ja unter in diesem Meer!
flög' sie nicht aus,
brächte sie nicht
in letzter Stunde das Blatt.

HOTEL DE LA PAIX

DIE Rosenlast stürzt lautlos von den Wänden,
und durch den Teppich scheinen Grund und Boden.
Das Lichtherz bricht der Lampe.
Dunkel. Schritte.
Der Riegel hat sich vor den Tod geschoben.

EXIL

EIN Toter bin ich der wandelt
gemeldet nirgends mehr
unbekannt im Reich des Präfekten

überzählig in den goldenen Städten
und im grünenden Land
abgetan lange schon
und mit nichts bedacht

nur mit Wind nur mit Zeit und mit Klang!

der ich unter Menschen nicht leben kann!

Ich mit der deutschen Sprache
dieser Wolke um mich
die ich halte als Haus
treibe durch alle Sprachen

O wie sie sich verfinstert!
die dunklen die Regentöne
nur die wenigen fallen

In hellere Zonen trägt dann sie den Toten hinauf!

LIEBE: DUNKLER ERDTEIL

DER schwarze König zeigt die Raubtiernägel,
zehn blasse Monde jagt er in die Bahn,
und er befiehlt den großen Tropenregen.
Die Welt sieht dich vom andren Ende an!

Es zieht dich übers Meer an jene Küsten
aus Gold und Elfenbein, an seinen Mund.
Dort aber liegst du immer auf den Knien,
und er verwirft und wählt dich ohne Grund.

Und er befiehlt die große Mittagswende.
Die Luft zerbricht, das grün und blaue Glas,
die Sonne kocht den Fisch im seichten Wasser,
und um die Büffelherde brennt das Gras.

Ins Jenseits ziehn geblendet Karawanen,
und er peitscht Dünen durch das Wüstenland,
er will dich sehn mit Feuer an den Füßen.
Aus deinen Striemen fließt der rote Sand.

Er, fellig, farbig, ist an deiner Seite,
er greift dich auf, wirft über dich sein Garn.
Um deine Hüften knüpfen sich Lianen,
um deinen Hals kraust sich der fette Farn.

Aus allen Dschungelnischen: Seufzer, Schreie.
Er hebt den Fetisch. Dir entfällt das Wort.
Die süßen Hölzer rühren dunkle Trommeln.
Du blickst gebannt auf deinen Todesort.

Sieh, die Gazellen schweben in den Lüften,
auf halbem Wege hält der Dattelschwarm!
Tabu ist alles: Erden, Früchte, Ströme…
Die Schlange hängt verchromt an deinem Arm.

Er gibt Insignien aus seinen Händen.
Trag die Korallen, geh im hellen Wahn!
Du kannst das Reich um seinen König bringen,
du, selbst geheim, blick sein Geheimnis an.

Um den Äquator sinken alle Schranken.
Der Panther steht allein im Liebesraum.
Er setzt herüber aus dem Tal des Todes,
und seine Pranke schleift den Himmelssaum.

I

DIE Wohngegend, in der sich jemand niederläßt, bezeichnet die Stellung, die er in der Gesellschaft einnimmt.

Dr. Hensel bewohnte das letzte Haus an der Straße; der Garten grenzte an den Wald. Den Hauseingang erhellte eine schwarze, schmiedeeiserne Laterne. Aus dem gleichen Material war das Rankengitter geflochten, das die milchglasverkleidete Tür schützte. In einem kleinen Vorraum hing an der Wand ein großer Spiegel. Flache, liegende Rauten waren in die blanke Fläche des Glases geätzt. Die Kreuzpunkte der Linien gipfelten in glänzenden Messingknöpfen. Nach rechts erweiterte sich der Vorraum zu einer schmalen Garderobe. Den geräumigen Flur schmückte ein Kamin aus weißen Klinkersteinen. Lehmrote Fugen verbanden das Mauerwerk. Auf dem Rost der Feuerstelle war ein kunstvoller Holzstoß errichtet. Dahinter loderten rot und gelb die gläsernen Flammen verborgener elektrischer Birnen.

Das Wohnzimmer, das festlich erleuchtet war, strömte die Atmosphäre einer vertrauenerweckenden Beständigkeit aus. Jedes Möbel hatte seinen unverwechselbaren Platz und bezeugte eine Ordnung, wie sie nur in Sicherheit gedeiht. Unter der Decke summte das Licht von Neonstäben, über dem Sofa brannten Wandlampen, vor einem niedrigen, schwarzen Tisch brannte eine Stehlampe. Der Tisch stand zwischen dem Sofa und Sesseln, die mit gelbem, wollig aufgerauhtem Kunststoff bespannt waren. Über dem Sofa hing ein blaues Gemälde *Bewegte See*. Die Wand gegenüber nahm ein großer, nußbaumgeflammter Bücherschrank ein. Tassen, Vasen und Figuren aus Porzellan füllten die Regale hinter den Glasscheiben. In einer Ecke lehnten drei Bücher. Das größte davon, das die beiden anderen stützte, war ein Kunstband mit Bildern von Van Gogh, ein Geschenk, das Dr. Hensel – unter anderem – von der Firma zum 40. Geburtstag erhalten hatte. Vor dem Fenster zur Gartenterrasse kletterten in roten Töpfen Frau Hensels Zierpflanzen grüne Treppchen hinauf und hinab. Die hölzernen Rolläden vor dem Fenster waren herabgelassen. Links von der Tür stand der Weihnachtsbaum.

Das Haus, das Dr. Hensel bewohnte, gehörte der Firma, in welcher er angestellt war.

2

Herr Dr. Hensel trat vor den Spiegel.

Über weißem Smokinghemd und schwarzer Fliege blickte ihm das wohlgeordnete Gesicht eines Mannes entgegen, der ein abgelaufenes Jahr ohne Skrupel aus seinen Plänen streichen kann. Er hatte sich nicht geschnitten. Das Kinn war glattrasiert, die Grundlagen der Welt in Ordnung, sobald er sie betrachtet hatte. Auf dem Schatten des Barts glänzte die Hautkreme. Das Rasierwasser verbreitete einen angenehmen Duft.

Dr. Hensel vertraute seinem Bild. Die Stellung, die er einnahm, bewies, daß es auch auf andere einen guten Eindruck machte: er war Abteilungsdirektor in einem großen Industriewerk. Er gebot über eine beachtliche Zahl von Arbeitern, ein Vorzimmer mit einem Sekretär darin und genoß das Privileg eines eigenen Arbeitsraumes: eine Tür unter vielen anderen an einem langen, schmalen Gang im zweiten Stock des Verwaltungsgebäudes. Manchmal verreiste er auf Kosten der Firma. Dr. Hensel nahm seinen Beruf ernst; er war von jeher bestrebt gewesen, seine Fähigkeiten so nützlich und sozial zu verwerten, wie sie es ihm gestatteten, und tatsächlich hatte er durch Fleiß und fortwährende Übung in seinem ganz speziellen Fach mit der Summe der Dienstjahre den Ruf eines Fachmanns erworben. Darauf war er stolz.

Frau Hensel saß vor dem Frisiertisch, ein Tuch über die bloßen Schultern geworfen. Sie hantierte mit Lippenstift und Wimperntusche. Im Grunde hatte sie diese Bekräftigungen nicht nötig: sie war frisch und rund, und die wohlabgewogene Fülle ihrer Figur bot auch dann noch einen erfreulichen Anblick, wenn sie nackt war. Geburt und Erziehung des einzigen Sohnes, der Reinhardt hieß, hatten sie nicht über die Maßen beansprucht. Dr. Hensel liebte seine Frau; er hatte kaum Gelegenheit gehabt, sich mit ihr zu langweilen, denn das Geschäft nahm ihn sehr in Anspruch, und sie liebte ihn ebenfalls vom ersten Tage der Bekanntschaft an. Heiraten kann man, wenn der Beruf des Mannes steigendes Einkommen in absehbarer Zukunft verspricht.

3

Dienstboten sind knapp. Die letzte Hausgehilfin, die Frau Hensel entlassen hatte, war sechzehn Jahre alt gewesen. Mit jungen Mädchen hat man nichts als Ärger. Seither kam zweimal in der Woche und zu Festlichkeiten eine ältere Zugehfrau. Sie hieß Frau Loos, und ihr Reich waren Küche und Besenkammer.

»Hallo, alte Jule!«, begrüßte sie Reinhardt. »Wieder im Lande?«

»Aber Reinhardt!« Frau Loos schloß eilig die Küchentür, die er hinter sich offengelassen hatte. »Wenn das dein Vater hört! Du sollst doch höflicher sein!«

»Später bin ich bestimmt mal so höflich wie meine Eltern. Dann schreibe ich Ihnen Ansichtskarten und lade Sie zu meinen Höflichkeiten ein.«

Frau Loos lachte. »Ehe du höflich wirst, bin ich tot.«

»Amen!«, sagte Reinhardt. »Aber vorher gehen wir noch in den Garten und machen eine Schneeballschlacht.« Er schlug ihr behutsam auf die Schulter. »Siegfrieds Kampf mit dem Drachen! Los!«

»Du bist der unvernünftigste Junge, den ich kenne! Hast du vergessen, wie alt du bist?«

»Siebzehn Jahre – und deshalb muß ich heute Nacht Prießmanns Töchterlein den dürren Hintern tätscheln.«

»Hardy!«, rief Frau Loos. »Das will ich nicht wieder hören!«

»Ist doch wahr! Ich hatte mich im Klub verabredet.«

»Die kleine Prießmann ist bestimmt ein nettes Mädchen.«

»Mama behauptet es. Aber was kann –«

»Sei mal still!«, unterbrach ihn Frau Loos. »Ich glaube, der Herr Direktor ruft.«

Dr. Hensel stand in der Tür des Schlafzimmers. »Reinhardt!«, rief er in den Flur hinab.

»Ja, Papa?«, antwortete Reinhardt und lief auf den Flur. »Was ist?«

»Was treibst du in der Küche?«

»Ich überwache die Speisefolge.«

»Mama will wissen, ob du fertig angezogen bist!«

»Ganz und gar einsatzbereit und begierig, dem Vaterland zu dienen!«

»Ich warne dich!«, rief Dr. Hensel. »Wenn du heute Abend diesen Unsinn redest, mußt du ins Bett!«

Herr Dr. Hensel und seine Frau erwarteten am Silvesterabend Gäste.

ilvester meidet man öffentliche Lokale und feiert privat. Die Verbarung darüber zwischen Dr. Hensel und Herrn Prießmann hatte so ergeben, wie eben Vereinbarungen dieser Art zustandekomn: man hatte gesprächsweise beiläufig Silvester erwähnt und festtellt, daß der andere ebenfalls Bedürfnis nach einer Geselligkeit pfand, die den Kreis der Familie erweiterte.

Herr Prießmann war Prokurist. Er besaß das Talent, das Richtige d Vernünftige dann zu tun, wenn es von ihm erwartet wurde. Er eitete in der gleichen Firma, in der Dr. Hensel angestellt war. Ihre beitsräume lagen am gleichen Flur; man hatte Geschäftliches zu beechen und begegnete sich manchmal in der Kantine und auf der ilette. Mit der Zeit regt sich der Wunsch, auch menschlich einan bekannt zu werden.

Frau Prießmann war rund und fromm. Sonntags, an hohen Festen und einmal im Monat zur Beichte besuchte sie die Kirche; gelklang und Priesterworte waren die Speise, die ihren Herzensnsch nährte: die Versöhnung von Religion und Leben.

Vom Tag ihrer Eheschließung an, an welchem sie das letzte Mal der Frühmesse teilgenommen hatte, strebte Frau Prießmann sonns danach, die Pflichten einer guten Ehefrau mit denen einer ebensoten Christin zu verbinden und die Familie zur ersten Messe zum rchgang zu bewegen. Alle Versuche dieser Art waren bisher jech gescheitert; die Frühmesse fand ohne sie statt. Herr Prießmann egte den Wagen vor der Kirche zu parken, wenn das Läuten der ocken zur letzten Messe gerade verstummte, die Wagentüren wurn eilig zugeschlagen, und Frau Prießmann war sicher, daß diese umseligkeit und zugleich unanständige Hast und Eile beim Betre der Kirche die mißbilligende Aufmerksamkeit des Priesters erreg. Es fiel ihr schwer aufs Herz, und während des Gebets gelobte sie, im nächsten Mal bestimmt pünktlich zur ersten oder doch zur eiten Messe zu erscheinen.

In der Regel legte sich dieser gute Vorsatz und alles, was den Auseich von Religion und Leben betraf, spätestens am Dienstag in au Prießmanns Unterbewußtsein zur Ruhe. Meistens vergaß sie s eine, wenn sie sich mit dem anderen beschäftigte. Die gesellschaft-

lichen Verpflichtungen, die eine gehobene Position mit sich bringe
verwiesen den erwartungsvollen Gott und die eifersüchtige Aufmer
samkeit seines Priesters ins Ghetto des Sonntags, und der sprang so u
erwartet aus dem Kalender, daß er häufig genug Frau Prießmann d
bei überraschte, wie sie die Zeit zum Aufstehen verschlief. Wenn s
rechtzeitig erwachte, befahl sie zwar ihrer Tochter, die Marianne hie
das Bett zu verlassen, aber ihr Mann zeigte keine Neigung, sich zu e
heben. Er drehte sich brummend zur Seite und zog die Bettdeck
übers Ohr. Herr Prießmann hatte sich in zwanzig Ehejahren mit d
anfallsweisen Unterbrechung seines Sonntagsschlafs abgefunden un
seine besondere Taktik entwickelt, ihn fortzusetzen: er schützte Kop
schmerzen und beschleunigten Herzschlag vor, Erklärungen, m
denen er seine Frau zutiefst erschreckte. Sie hielt es für wahrscheinlic
daß er einmal an einem Herzinfarkt oder an einer ähnlichen Manage
krankheit sterben werde – was wiederum, so sehr es sie betrübte, e
Ansporn war, ihn vor seinem Tod wenigstens mit der Frühmesse z
versöhnen.

5

Gegen neun Uhr fuhr das Auto der Gäste vor.

Als sie das Wohnzimmer betraten, schaltete Reinhardt die Kerze
des Weihnachtsbaums ein. Er leuchtete auf und begann, sich langsa
um seine Achse zu drehen. Eine Spieluhr am Fuße des Baums klim
perte *Stille Nacht Heilige Nacht.*

»Oh«, rief Frau Prießmann, »wie reizend!«

»In der Tat«, fügte ihr Mann hinzu, »außerordentlich bemerken
wert!«

Die Herren nahmen in den Sesseln um den Tisch herum Platz, di
Damen ließen sich auf dem Sofa nieder. Fräulein Prießmann ka
zwischen ihrer Mutter und Frau Hensel zu sitzen.

Solange die Spieluhr ihr Lied zum Besten gab, lauschte jeder hö
lich in der Annahme, die anderen legten Wert darauf, zuzuhören; a
dann der Mechanismus abgelaufen war und der Weihnachtsbau
stillstand, wurden alle von der Verpflichtung überrumpelt, ein Ge
spräch eröffnen zu müssen. Dr. Hensel räusperte sich, aber in der plöt
lichen Stille, auf die er nicht vorbereitet war, fiel ihm nichts ein. Wä

d er noch mit Anstrengung bedachte, was zu sagen sei, trug er
h außen die gleiche freundlich-abwartende Haltung zur Schau, in
sich jeder geflüchtet hatte; sie schloß die Bereitschaft ein, mit den
ndgebungen herzlicher Übereinstimmung anzuheben, wenn der
genblick dafür günstig war. Vorerst jedoch waren für wenige
erliche Minuten nur das Summen der Neonröhren und das leise,
npfere Brausen der Ölheizung zu vernehmen.

Frau Hensel brach endlich das Schweigen, indem sie ihren Mann
forderte, nun einen guten Tropfen einzuschenken. Das erinnerte
inhardt an die Pflichten, die ihm sein Vater eingeschärft hatte. Er
t zuerst den Damen Zigaretten und darauf Herrn Prießmann .Zi-
rren an.

Dr. Hensel hatte inzwischen den Wein auf die Gläser verteilt.
Venn es erlaubt ist«, sagte er und hob sein Glas, »darf ich unsere
ste noch einmal herzlich willkommen heißen. Zum Wohl!« Man
ostete sich mit einem leichten Neigen des Kopfes freundlich zu und
nk.

»Alle Achtung, Herr Doktor«, sagte Herr Prießmann und bewegte
ne Nase im Kreise über dem Glas, »Sie haben da ein feines Wein-
en im Keller!«

»Ich beziehe ihn seit Jahren von meinem speziellen Weingut«, er-
iderte Dr. Hensel.

»Oh!«, sagte Herr Prießmann.

Er setzte das Glas ab, zog an seiner Zigarre und schwieg. Allen spür-
r drohte eine neue Gesprächspause. Frau Prießmann und ihre Toch-
r taten, als beschäftigten sie der Wein und die Zigaretten; Dr. Hensel
rkorkte eine Flasche. Reinhardt bemühte sich um eine gleichgültige
nd herablassende Miene; er ließ dabei Fräulein Prießmann nicht aus
n Augen. Sobald sie jedoch den Kopf hob, wandte er sich rasch ab.

Frau Hensel war entschlossen, gegen das Schweigen anzugehen, ehe
sich weiter ausbreiten konnte.

»Was für ein Winter dieses Jahr! So kalt war es lange nicht.«

»Wahrhaftig, gnä' Frau, ein Winter wie im Hochgebirge! Vergan-
enes Jahr, als wir in Garmisch waren –«

»In Garmisch hat Marianne Skilaufen gelernt.«

»Oh! Reinhaad ist ebenfalls ein begeisterter Skiläufer – nicht wahr,
aady?«

»Gewiß, Mama.«

»Wie ich von Ihrem Gatten hörte, waren Sie im Sommer auf S zilien, gnä' Frau?«

»Es war ein einmaliges Erlebnis!«

»Oh! Sie waren im Süden! Hat Italien wirklich die Form eines Sti fels?«

»Wie bitte?«

»Marianne!«

6

Frau Loos saß am Küchentisch und formte zwischen zwei gerillte Holzbrettchen kleine Kugeln aus Butter. Sie hatte eine weiße Schürz vorgebunden und auf dem Haar ein Spitzenhäubchen festgesteckt festliche Attribute, die zugleich ihre Distanz von der Feier und die An teilnahme daran bezeugten.

»Na, Hardy«, sagte sie, »kommst du mich besuchen?«

»Ich soll neuen Wein holen.«

»Er steht auf dem Eisschrank.«

Frau Loos erhob sich und packte die Flaschen in ein Körbchen.

»Wie gefällt dir die kleine Prießmann?«, fragte sie.

»Die? Eine dolle Marke, sag' ich Ihnen!« Reinhardt schnitt mit de flachen Hand Kurven in die Luft. »So'ne Figur! Und ein Dekollete - Er wiegte bewundernd den Kopf. »Wenn die kein Feuer zwischen de Beinen hat!«

»Aber Hardy!«, sagte Frau Loos. »So spricht man nicht über jung Damen!«

»Soll ich Sie aufklären?«

»Um Himmelswillen, nein!«, rief Frau Loos.

»Aber die Puppe ist auch sonst O. K.«, sagte Reinhardt. »Sie ist nu zu alt für mich – so zwischen neunzehn und zwanzig. Die lacht mich aus, wenn ich was von ihr will.«

»Daß du immer gleich daran denken mußt!«

»Das ist der Drang des Mannes!«, erwiderte Reinhardt und gri nach dem Körbchen mit den Flaschen. »Bekomm' ich zum Abschie einen Kuß, alte Jule?«

»Jetzt aber raus!«, sagte Frau Loos.

7

Die Klippen der Gesprächspausen waren mit Hilfe der sanften Brise,
ie aus dem Wein zu wehen anhob, glücklich umschifft; die Boote
trebten mit wachsender Geschwindigkeit einem Hafen zu, den die
rohe Gewißheit der Übereinstimmung von selbst eröffnete. Prieß-
nann zeigte sich, zur Befriedigung von Herrn Direktor Hensel, pri-
at so umgänglich wie im Geschäft: er ordnete sich mit Anstand und
lennoch beflissen unter. Die Gastgeberin schlug in der Unterhaltung
nit Frau Prießmann den Ton der älteren Schwester an, welche die Er-
ahrungen der jüngeren mit einem milden Lächeln bestätigt – obwohl
Frau Hensel einige Jahre jünger war als ihr Gast. Beide hatten sich,
nit Erlaubnis des Weins, von ihrem steifen, aufrechten Sitz auf der
Kante des Sofas an dessen weiche Lehne zurückgezogen und bespra-
hen sich hinter dem Rücken von Fräulein Prießmann, die, die Hände
m Schoß gefaltet, ihre Haltung wahrte oder wahren mußte, um die
Mütter nicht voneinander zu trennen. Der Radius der Gespräche er-
weiterte sich zusehends; er rechtfertigte bald die ersten Abschweifun-
gen der Herren ins Allgemein-Menschliche, und die Damen began-
nen, sich gegenseitig dezente Einblicke ins Privatleben zu gewähren.

Reinhardts Rückkehr wurde bereits mit gedämpfter Freude be-
grüßt.

»Wieviele Flaschen hat denn der junge Mann heimlich in der Küche
geleert?«, fragte Herr Prießmann scherzend.

»So etwas tut unser Reinhaad nicht«, versicherte Frau Hensel. »Nicht
wahr, Haady?«

»Hugh!, sprach die Schnecke, verwandelte sich in einen Saurier und
kehrte in die Kreidezeit zurück.«

»Muß das sein, Reinhardt?«, fragte Dr. Hensel.

»Prächtig, prächtig!« Herr Prießmann lachte versöhnend. »Einen
Humor hat die Jugend!«

»Wie groß und breit Ihr Sohn ist, Frau Doktor, sieht man erst,
wenn er steht«, bemerkte Frau Prießmann.

»Haady macht in anderthalb Jahren sein Abitur«, antwortete Frau
Hensel.

»Was will denn der junge Herr werden?«, fragte Herr Prießmann.

»Och«, antwortete Reinhardt, »mal sehen.«

»Er wird studieren, Herr Prießmann«, sagte Dr. Hensel.

»Marianne will auch studieren«, bemerkte Frau Prießmann.

»Die gründliche Ausbildung der Jugend tut heute Not, gnä' Frau«, sagte Dr. Hensel.

»Irren ist menschlich, sprach der Igel –«

»Es genügt, Reinhardt!«, unterbrach ihn Dr. Hensel. »Hilf' mir bitte, die Flaschen zu öffnen!«

Dr. Hensel ärgerte sich. Er hatte die Äußerungen seines Sohnes höflich belacht, weil offenbar Herr Prießmann Gefallen daran fand; dennoch hielt er sie für ungehörig. Sie gefährdeten die Sicherheit seines Auftretens, die er gerade erst gewonnen hatte. In der angenehm temperierten Atmosphäre von leichtem Geplauder und darin sich andeutenden Sympathiekundgebungen empfand er Reinhardts Witze wie einen häßlichen Wind, der plötzlich durch ein Fenster blies, von welchem man nicht wußte, wo es offenstand und wer es zu schließen vergessen hatte. Dr. Hensel machte sich weiter keine Gedanken darüber; es störte ihn nur. Er gestand seinem Sohn – mehr aus Vertrauen in die selbsttätige Ordnung der Dinge denn aus pädagogischer Planung – alle Freiheiten zu, solange sie anderen Menschen nicht unangenehm auffielen; mißbrauchte Reinhardt die Freiheit, verhängte sein Vater Hausarrest. Der Erfolg dieser Maßnahme hatte ihm stets recht gegeben. Vor Gästen allerdings konnte er sich darauf schwerlich berufen.

Während er noch überlegte, ob es ratsam sei, den Sohn beiseite zu nehmen und energisch zu ermahnen, erwähnte seine Frau beiläufig, daß man im Flur das Tanzbein schwingen könne. Sie verband die Vermutung damit, die Kinder hätten vielleicht Lust, den Anfang zu machen, und Reinhardt kam dieser versteckten Ermunterung unverzüglich nach. Seine Bereitschaft, sich zu entfernen, enthob Dr. Hensel fürs Erste der Sorge um die ungestörte Entwicklung des Festes.

8

Reinhardt erhob sich also lässig und betont gleichgültig, deutete eine Verbeugung vor dem Sofa an, die ebensogut Frau Prießmann wie ihrer Tochter und seiner Mutter gelten konnte, und sagte: »Darf ich bitten, gnä's Fräulein?«

»Warum nicht?«, antwortete Fräulein Prießmann.

»Haady hat vor kurzem seine Tanzstunde gemacht«, bemerkte Frau ensel.

»Dann strengt euch mal an«, sagte Herr Prießmann, »und zeigt uns, as ihr könnt!«

Von den Blicken der Eltern begleitet verließen die Kinder das Zimer. Die Tür zum Flur blieb hinter ihnen offen. »Einen Moment ch, gnä's Fräulein«, sagte Reinhardt, »ich muß erst die Instrumente mmen.« Er trat an den Kamin, auf welchem ein Plattenspieler stand. Vas darf ich auflegen?«, fragte er.

»Ist mir egal«, antwortete Fräulein Prießmann.

»Haben gnä's Fräulein schlechte Laune?«

»Oh nein, werter Herr! Es wird mir ein Vergnügen sein, mit Ihnen ı tanzen.«

Sie durchmaßen mit großen Schritten die ganze Länge des Flurs vischen der Tür zur Küche und der Treppe, die in den 1. Stock hinıfführte. Fräulein Prießmann ließ sich leicht und angenehm führen. r Kleid allerdings enttäuschte, aus der Nähe betrachtet: es war züchg geschlossen und erlaubte, so aufmerksam und erwartungsvoll es einhardt im Auge behielt, keine tieferen Einblicke. Sooft sie ı der offenen Tür zum Wohnzimmer vorübertanzten, wußte es Fräuin Prießmann mit sanftem, aber bestimmten Druck so einzurichten, aß sie den Eltern den Rücken zukehrte; an Reinhardt lag es, ihnen eundlich zuzulächeln, das Gespräch verstummte und lebte erst wieer auf, wenn sie sich aus dem Blickfeld des Wohnzimmers entfernten.

»Gnä's Fräulein tanzen ausgezeichnet.«

»Oh bitte, machen Sie sich keine Umstände, werter Herr.«

»Darf ich fragen, welche Schule gnä's Fräulein besuchen?«

»Stift der Englischen Fräulein.«

»Aha, Sie studieren Fremdsprachen!«

»Sehr wohl, werter Herr. Ich erlerne das Latein des Himmels.«

»Reinhardt!«, rief Dr. Hensel aus dem Wohnzimmer. »Stell' bitte ie Musik leiser!«

»Jawohl, Papa«, antwortete Reinhardt, und zu Fräulein Prießmann gte er: »Entschuldigen Sie mich, gnä's Fräulein.«

Sie folgte ihm zum Kamin. »Ihr Herr Vater scheint geräuschempndlich zu sein, werter Herr«, sagte sie.

»Er ist ein Freund klassischer Musik, gnä's Fräulein.«

»Oh, wie sympathisch! Aber ich langweile mich etwas in Konzerten und Opern.«

»Ganz meinerseits, gnä's Fräulein! Ich habe im Singen nur eine Vier.«

»Meine Frau Mutter singt sonntags immer in der Kirche.«

»Mein Herr Papa singt in der Badewanne.«

»Singen ist gesund, werter Herr!«

»Wie wahr, gnä's Fräulein! Der Gesang –«

»Jetzt hör' auf mit dem Quatsch!«, unterbrach ihn Fräulein Prießmann. »Ich heiße Bobby, und von dir weiß ich schon, daß du Hardy heißt.«

»Sehr erfreut«, sagte Reinhardt, und er verbeugte sich.

»Bist du freiwillig zu Hause geblieben?«

»Ich wollte in den Klub.«

»In welchen Klub?«

»Jazzklub.«

»Ich war bei einer Freundin eingeladen.«

»Da kann man nichts machen«, sagte Reinhardt. »Höhere Gewalt. Bekomme ich wenigstens meinen Kuß?«

»Wofür?«

»Weil wir uns duzen.«

»Geht nicht«, erwiderte Fräulein Prießmann. »Mein Lippenstift färbt ab. Aber wenn du willst, kannst du mich auf die Backe küssen.«

»Ooch«, sagte Reinhardt, »auf die Backe küß' ich meine Tanten.«

»Haady«, rief Frau Hensel aus dem Wohnzimmer, »weshalb tanzt ihr nicht mehr?«

»Ich mußte die Nadel auswechseln, Mama«, antwortete Reinhardt.

9

Frau Hensel schaltete den Weihnachtsbaum und das Neonlicht unter der Decke aus und stellte einen großen Kerzenleuchter auf den Tisch. Er war aus Porzellan und trug vier rote Kerzen. Die Flammen flackerten im wirbelnden grauen Rauchgewölk, das die Herren aus ihren Zigarren sogen. Liköre und Schnäpse bekräftigten den Wohlgeschmack des Weins. Die leeren Flaschen versammelte Dr. Hensel am Fuße seines Sessels, sorgfältig in Reihen zu zweit geordnet.

Niemandem fiel es mehr schwer, zu denken, das Gedachte in Worte fassen und so zur Unterhaltung beizutragen. Die Leichtigkeit, it welcher man nun dazu imstande war, überraschte jeden für sich n angenehmsten und hob das Selbstbewußtsein auf eine Höhe, die es laubte, sich zu allem bedeutsam zu äußern. Das Rädchen des Geprächs schnurrte, als habe es niemals stillgestanden. Sein Echo in den om Wein erhitzten Köpfen war wie das leise, verheißungsvolle ummen eines vielgeflügelten Propellerchens, das sich anschickte, die chwerkraft aufzuheben und den Flug in werweißwelche harmonihen Gefilde anzutreten. Mit großen, umfassenden Bewegungen der rme und erhobenen Zeigefingern, breit ins weiche Polster der Sesl gepflanzt, spielten sich die Herren die Themen des Gesprächs zu; je igiger es verlief, desto mehr häuften sich die Übereinstimmungen, nd bald klopfte man sich, nachdem es zuerst auf den Lehnen der Sesl geprobt worden war, mit Maßen gegenseitig auf die Schultern.

Die Sympathien der Damen äußerten sich diskreter. Sie rückten auf em Sofa näher zusammen und gestatteten sich, in die Anrede den eweis der Zuneigung einzuflechten. »Ist das nicht ein reizender bend!«, rief Frau Prießmann.

»Liebe Frau Prießmann«, antwortete Frau Hensel, »bei so reizenden ästen!«

»Aber liebe Frau Doktor, wie können Sie mich so in Verlegenheit ringen!«

»Gnä' Frau sind der geborene Diplomat!«, fiel Dr. Hensel ein.

Herr Prießmann schwitzte. Verstohlen rieb er die Hände im Tachentuch und tupfte die Stirn damit ab. Der enge, gesteifte Kragen m seinen Hals weichte langsam auf und scheuerte salzig und brenend die Haut, die vom Rasieren noch gerötet war. »Donner, Blitz nd Doria, gnä' Frau!«, sagte er. »Der gute Wein bleibt mir ja im Halse ecken. Wenn es gestattet ist, darf ich meinen Kragen etwas lüften.«.

»Aber ich bitte Sie, Herr Prießmann«, erwiderte Frau Hensel, »Sie ollen sich wie zu Hause fühlen!«

»Wir sind doch ganz unter uns«, fügte Dr. Hensel hinzu.

»Verbindlichen Dank!«, sagte Herr Prießmann und öffnete seinen ragenknopf. »Uff! Jetzt ist mir wohler!«

»Aus diesem kühlen Grunde heben wir wieder unser Glas!«, sagte r. Hensel. »Auf daß das goldne Naß durch die befreite Kehle rauscht!«

»Auf die Damen«, rief Herr Prießmann, »die höchste Freude unse-res Lebens!«

»Johann, Johann«, sagte seine Frau, »du solltest nicht so viel trinken!«

»Aber gnä' Frau«, sagte Dr. Hensel, »wer wird denn in den letzten Stunden des alten Jahres noch so streng sein!«

Von Zeit zu Zeit tanzten die Kinder in vorbildlicher Haltung an der Tür zum Flur vorüber. Die Mütter sahen ihnen mit einem Anflug von Rührung zu; sie kamen auf die Vorzüge des Sohnes und der Tochter zu sprechen und erwähnten verschämt deren kleine Unarten: natürliche Wachstumsschwankungen, die man hinnehmen mußte, nicht etwa Mängel, die Charakter oder Erziehung in Frage stellten.

»Ihr trinkt doch nicht zu viel?«, rief Frau Hensel ihnen zu.«

»Wie du weißt, Mama«, erwiderte Reinhardt, »will ich General in der Heilsarmee werden.«

»Na warte!«, sagte Frau Hensel glücklich-bekümmert. »Du bist wieder frech zu deiner Mutter!«

»Was ist das für ein lahmer Betrieb!«, sagte Dr. Hensel zu seinem Sohn und erhob sich. »Jetzt werden wir euch mal zeigen, was tanzen heißt!«

Er verbeugte sich vor Herrn Prießmann: »Gestatten, Herr Prieß-mann?«

»Bitte bitte«, antwortete Herr Prießmann.

»Gnä' Frau!« Dr. Hensel wiederholte die Verbeugung vor Frau Prießmann. »Wagen wir ein Tänzchen?«

10

Auf dem Küchenherd siedete Wasser in zwei großen Töpfen. Auf dem Tisch lagen Karpfen. Frau Loos bereitete das Silvesteressen vor.

Reinhardt stipste die Karpfen mit dem Finger an. »Sind Sie sicher, daß die tot sind?«, fragte er.

»Mich nimmst du nicht auf den Arm!«, erwiderte Frau Loos.

»Sollst du neuen Wein holen?«

»Die Ollen besaufen sich mit Schnaps.« Reinhardt legte den Arm um Fräulein Prießmanns Schulter. »Wir sind zwei arme Flüchtlinge und bitten um Quartier für die Nacht. Das ist meine neue Freundin Bobby. Aber sie liebt mich nicht.«

»Das würde ich Ihnen auch nicht raten, Fräulein!«
»Ich paß' schon auf«, erwiderte Fräulein Prießmann.
»Der Herr Direktor und seine Gattin tanzen im Flur mit den Gästen«, hr Reinhardt fort. »Zum Kugeln, sag' ich Ihnen. Ein anständiger ensch, wenn er das sieht, bricht in Tränen aus und zieht sich zurück. n bin doch ein anständiger Mensch?«, fragte er Fräulein Prießmann.
»Aber natürlich, Liebling!«
»Ihr habt ja ganz schön getrunken«, sagte Frau Loos.
»Oho!«, rief Reinhardt. »Der Mensch kann so viel trinken, wie er rträgt!«
Er kletterte auf einen Küchenstuhl und breitete beide Arme aus, als stand. »Schwanke ich?«, fragte er.
»Ein bißchen«, antwortete Fräulein Prießmann.
»Das macht die Höhenluft«, erklärte Reinhardt.
»Komm' jetzt runter!«, sagte Frau Loos. »Du fällst mir noch in die arpfen. Soll ich euch einen Kaffee kochen?«
»Oh ja, bitte!«, antwortete Fräulein Prießmann. »Kann ich dabei elfen?«
»Ihr steht mir nur im Wege«, sagte Frau Loos. »Stellt' euch da an en Schrank.«
Sie lehnten sich an den Küchenschrank, und Reinhardt legte den rm wieder um Fräulein Prießmanns Schulter und zog sie an sich. rau Loos goß kochendes Wasser in zwei Tassen mit Neskaffee.
»Sind wir nicht ein schönes Paar?«, fragte Reinhardt.
»Trinkt erst mal euren Kaffee«, antwortete Frau Loos.
Reinhardt seufzte. »Aber ich darf sie nur auf die Backe küssen.«
»Was hast du davon, wenn du dich mit Lippenstift beschmierst?«, agte Fräulein Prießmann.
»Es macht Spaß.«
»Mir macht es keinen Spaß.«
»Sie ist frigid«, erklärte Reinhardt.
»Reinhardt!«, sagte Frau Loos. »Was sind das für häßliche Redens-rten! Trinkt jetzt euren Kaffee!«
Sie tranken schweigend. Frau Loos wandte sich dem Herd zu und chnitt Lauch und Zwiebeln ins kochende Wasser. Der Duft des Kaf-ees, der Geruch der Gewürze, des Fischs; in den toten Augen spiegelte ch das Deckenlicht. Rund und einfältig waren die offenen Mäuler

der mattglänzenden, stahlblauen Leiber erstarrt. Fräulein Prießmann umspannte die heiße Tasse mit beiden Handflächen. Reinhardt trank mit großen Schlucken, als sich der Kaffee abkühlte. Eine große Müdigkeit beschwerte die Glieder; was sie bewegt hatte, war nun wie eine rauchende Flüssigkeit, die ausströmte, und es blieben nichts als ein großes Gewicht und eine große Gleichgültigkeit zurück. Fräulein Prießmann dachte, ich sehe zu, wie ich langsam verblute.

Als die Musik im Flur und das Schleifen der Tanzschritte auf den Steinfliesen verstummt waren, ging Reinhardt zur Tür und öffnete sie einen Spalt. »Sie sind wieder im Wohnzimmer«, sagte er. Fräulein Prießmann zuckte die Achseln. »Ist Ihnen besser, Fräulein?«, fragte Frau Loos.

»Mir war es nie schlecht«, erwiderte Fräulein Prießmann. »Irgendwie geht es mir überhaupt immer gut. Das Leben ist herrlich!«

»Sie spinnt«, sagte Reinhardt.

»Sie sind nur müde, Fräulein«, sagte Frau Loos.

»Ich fühle mich ganz frisch«, sagte Fräulein Prießmann, und sie ging langsam zur Tür. »Besten Dank für den Kaffee.«

»Auf Wiedersehn im nächsten Jahr, alte Jule!«, sagte Reinhardt.

II

Gäste und Gastgeber hatten nach dem Tanz die Plätze gewechselt. Frau Hensel und Herr Prießmann saßen in Sesseln, seine Frau und Dr. Hensel nebeneinander auf dem Sofa.

»Nein, was ist das für ein reizender Abend!«, rief Frau Prießmann lachend. »Sie kleiner Charmeur, Sie kleiner Schäcker!«

»Wirklich«, versicherte Dr. Hensel, »gnä' Frau tanzen wie eine junge Göttin!«

»Aber lieber Herr Doktor, Sie schmeicheln!«

»Donner, Blitz und Doria!«, rief Herr Prießmann. »Mein Glas ist wieder leer!«

»Au wei!«, erwiderte Frau Hensel. »Zu Hilfe eilt die Feuerwehr!« Sie griff nach einer der Flaschen, die auf dem Tisch standen, und schenkte in das Glas ein, welches ihr Herr Prießmann reichte. Ihre Hand, die die Flasche hielt, zitterte etwas, aber es fiel kein Tropfen auf den Teppich. »Hänschen Hänschen«, sagte Frau Prießmann und hob den Zeigefinger, »du solltest langsamer trinken und an dein Herz denken!«

Mein Herz bräche nur, wenn du mich verläßt«, antwortete Herr
ßmann.
Das klingt ja gefährlich!«, rief Frau Hensel. »Dann wollen wir doch
ön langsam trinken!«
ie nahm Herrn Prießmann das Glas aus der Hand und ließ sich
sichtig auf seinem Schoß nieder.
Vie viele Ehefrauen, deren Gewissen in Sachen Ehemoral ganz und
rein ist, konnte sie eine überraschende Koketterie und naive Zu-
glichkeit entfalten, wenn es sich um eine ehrbare Angelegenheit
delte; sie rückte sich auf Herrn Prießmanns Knien zurecht und
rte das Glas an dessen Lippen, die linke Hand unter sein Kinn hal-
d wie man mit Babys umgeht, damit sie sich nicht besabbern, und
te: »Einen kleinen Schluck fürs alte Jahr, einen großen Schluck fürs
e Jahr!« Herr Prießmann trank, und er rührte sich nicht dabei –
n Hüpfen seines Adamsapfels abgesehen. Er wußte, was sich
ickte. Seine Arme ruhten ausgestreckt auf den Lehnen des Sessels;
versuchte weder – so verlockend es war – einen Arm um Frau Hen-
Schulter zu legen noch sonst irgendeine Vertraulichkeit zu wagen:
h nach dieser warmen und weichen breiten Belastung würde seine
se eine einwandfreie senkrechte Linie auf das schwarze Leder der
uhe stellen – so knitterfrei war der Stoff und so dauerhaft hatte ihn
Bügelfalte geprägt. Seinem Wohlbehagen, das Herr Prießmann in
ser Situation empfand, gestattete er nicht mehr Ausdruck als die
gen zu schließen und beglückt durch die Nase zu schnaufen, und
e er gerade tief die Luft einatmete, geriet er an den großen Schluck
s neue Jahr und verschluckte sich.
Frau Hensel gelang es gerade noch, das Glas auf den Tisch zu retten.
nn wurde sie von der Gewalt des ausbrechenden Hustens mitgeris-
, mit welchem sich Herr Prießmanns Organismus gegen den Miß-
uch der Luftröhre empörte. Lachend, mit kleinen Schreien des
tzückens ließ sie sich von seinen zuckenden Knien schütteln und
ammen mit ihrem Mann und Frau Prießmann, die vom Sofa auf-
prungen waren, beklopfte sie hilfreich den Rücken des Gepei-
ten. Seine Frau drückte ihm ein Taschentuch in die Hand, das er sich
r den Mund hielt. Dicke Tränen hingen an seinen Augenwimpern.
Das Vergnügen, das jeder – mit Ausnahme dessen, der es ihnen
enkte – an diesem Zwischenfall hatte, und das er nicht nur durch

lautes Gelächter, sondern ebenso durch ermunternde Zurufe kund
wurde weder von Schadenfreude noch sonst irgendeiner heimlicher
Mißgunst getrübt; es war vielmehr ein ganz natürlicher Ausdru
von Lebensfreude. Alle bewegten sich auf dem weichen, den Füß
schmeichelnden Teppich eines kleinen Rauschs; sie taten es nicht ga
sicher, aber doch mit Anstand. Der Gleichgewichtssinn, an welch
der Wein spürbar zehrte, erneuerte sich ständig auf eine wunderb
Weise aus sich selbst; keiner sah doppelt noch stand irgendetwas K
oder begann zu schwanken, wenn er es schärfer ins Auge faßte. Manc
mal stockte zwar die Zunge oder wiederholte ganz unsinnig meh
mals die erste Silbe eines Wortes, ehe sie die folgenden formen ha
aber das trug nur, weil es doch harmlos war, zur allgemeinen Heit
keit bei. Über eine gewisse Grenze wagte sich diese nicht hinaus. Jed
wußte, daß er lustig war, weil er getrunken hatte, und die Fröhlic
keit blieb an einem Punkt in der Schwebe, der es gerade noch erlaub
sie so zu organisieren, daß man sich später nichts vorzuwerfen hat

12

Das Deckenlicht im Flur war ausgedreht. Nur neben dem Kam
brannte noch eine Wandlampe. Auf dem Teller des Grammofo
drehte sich die Platte, welche die Eltern zuletzt gespielt hatten; unt
der Nadel kreiste die stumme Mitte. Auf dem Kaminsims stand
zwei leere Likörgläser. Es roch nach erkaltendem Rauch von Ziga
ren.

Die Tür zum Wohnzimmer war geschlossen.

»Was soll ich auflegen?«, fragte Reinhardt.

»Was du willst«, antwortete Fräulein Prießmann.

Sie tanzten einige Schritte, dann blieb sie stehen. »Ich habe kei
Lust mehr«, sagte sie.

»Willst du dich setzen?«

»Ich habe keine Lust, mich zu setzen.«

»Möchtest du rauchen?«

»Danke. Laß' dir was anderes einfallen.«

»Wir könnten spazierengehen.«

»Ich habe keine Lust, zu laufen.«

»Dann unterhalten wir uns.«

Vorüber?«
Weiß nicht. Wir können auch ein Lied singen.«
onst fällt dir nichts ein?«
Oder wir besaufen uns.«
ch habe keine Lust, noch mehr zu trinken.«
e überlegte. »Kannst du autofahren?«
Klar! Aber mein Papa weiß davon nichts, und ich habe noch kei-
Führerschein.«
Unser Autoschlüssel ist in der Manteltasche meines Vaters«, sagte
ilein Prießmann.

13

rau Prießmann wischte mit einem zweiten Taschentuch den
weiß von der Stirn ihres Mannes. »Mein armes Dickerchen«, sagte
»Geht es jetzt besser?« Herr Prießmann schluckte ein letztes Krab-
ı des Hustens in seinem Hals hinunter. »Ich bin ganz schwach«,
terte er erschöpft.
Oh!«, rief Frau Hensel und sprang von seinem Schoß auf. »Und
beschwere Sie noch mit meinem Gewicht!«
Es war mir eine süße Last, gnä' Frau«, flüsterte Herr Prießmann.
Ein Glas Wasser würde dir jetzt gut tun«, sagte seine Frau.
Wasser?«, erwiderte Herr Prießmann, richtete sich im Sessel auf
d sah auf seine Uhr. »Wasser in der letzten halben Stunde des alten
res?«
Ich glaube, ein Glas Wein spült die Kehle auch«, sagte Frau Hensel.
Das will ich meinen, gnä' Frau!«
Paß' auf, Hänschen, daß du dich nicht wieder verschluckst!«,
hnte Frau Prießmann.
Während die Damen darauf achteten, daß Herr Prießmann lang-
n und mit kleinen Schlucken trank, setzte sich Dr. Hensel in den
ssel, zu dessen Füßen die leeren Flaschen standen. Er bückte sich
ch ihnen und baute sie eine nach der anderen auf dem Tisch auf. Es
r eine stattliche Reihe von Flaschen, die fast die ganze Länge des
sches einnahm. Als er der letzten ihren Platz angewiesen hatte, erhob
h Dr. Hensel wieder; als er stand, war plötzlich ein wolkiger Wir-
l in seinem Kopf, in Bewegung gesetzt von der Anstrengung des

Bückens, er schüttelte ihn unwillig und kräftig und riß die Aug
weit auf, griff sich eine Gebäckgabel vom Tisch, holte mit dem rec
ten Arm aus und ließ, breitbeinig und leicht schwankend vor de
Tisch stehend, die Gebäckgabel an der Reihe der Flaschen entlan
klirren. Darauf begann er, jede einzelne bedächtig auf ihren Klang
prüfen. Das gläserne Bimbam erstarb, kaum daß es angeschlagen w
die Töne hafteten an den Flaschen wie kranke Vögel am Nest, in
sie nach zwei schwachen Flügelschlägen zurückfallen.

In den schlanken Hälsen der Flaschen spiegelten sich die Flamm
des treuen Kerzenleuchters als winzige gelbe Punkte.

Frau Prießmann hatte peinlich berührt den Kopf gehoben. I
Hensels klingendes Spiel erinnerte sie an das Läuten der Glocken z
letzten Messe.

14

Der Kalender hatte den Mond versprochen, der Himmel das W
nicht gehalten. Er hing grau und tief und schwer über dem Wald u
den Häusern. Der Schnee, den er tagsüber in großen, dichtfallend
Flocken abgeworfen hatte, löste sich in der Kälte der Nacht zu eine
dünnen Gestöber und Gerinsel auf, das gegen die Windschutzschei
des Wagens sprühte. Leise tickten die Wischer. Der Schneepflug, d
am Vormittag die Straßen geräumt hatte, hatte bis an den Rand d
Gehsteige hohe, lockere Wogen Schnees geschleudert; das Licht d
Scheinwerfer huschte darüber hinweg und schnitt helle Streifen a
dem weißen Dunkel des Waldes. Das Geäst der Kiefern und Ficht
bog sich unter der Last des Schnees.

Es war sehr still auf den Straßen, und sie kehrten aus dem Wald
den Häusern zurück und fuhren an Dr. Hensels Haus vorüber u
folgten ein Stück den schmalen Straßen zwischen den Häusern l
zur Hauptstraße, von welcher sie wieder in den Wald abbogen, u
es waren keine Menschen und keine Fahrzeuge sonst unterweg
Reinhardt fuhr sehr schnell. Es machte ihm Spaß, wenn in den Ku
ven die Hinterräder des Wagens auf dem festen Schnee ins Rutsch
gerieten. Er war, trotz seiner Jugend, ein sicherer Fahrer, eine A
Naturbegabung am Steuer, die die Gefahr liebte und sie herausfo
derte und dennoch instinktiv ein gewisses Maß davon nicht übe

chritt und so den Wagen fest in der Gewalt behielt. Ein Auto zu ühren hatte er gelernt, während sein Vater und seine Mutter im Werkswagen auf Geschäftsreisen abwesend waren; Dr. Hensel pflegte den Zündschlüssel am Kleiderständer in der Garderobe hängen zu assen.

Fräulein Prießmann hockte neben Reinhardt, die Knie an den Leib gezogen und tief in ihren Mantel und in die Ecke an der Tür gekuschelt. Anfangs war es kalt gewesen; jetzt blies warme Luft aus der Heizung und kroch ihr wohlig unters Kleid. Ihr Kopf ruhte an der Lehne des Sitzes. Von der Straße sah sie nichts; der Wald und die Häuser waren ein endloses, auf- und absteigendes Schattenband an den äußersten Grenzen ihres Blickfeldes. Sie starrte in die helle Gasse, die die Scheinwerfer ins Dunkel bahnten, und in das Wirbeln der Schneeflocken, das in die Gasse einfiel. Sanft schaukelte der Wagen in der Federung. Es war ein herrliches Gefühl, so durch die Nacht zu sausen; der Kaffee, den sie in der Küche getrunken hatten, hatte die Müdigkeit nicht ganz vertrieben, aber sie spürten den Wein wieder leichter im Blut und ein Schweben und ein weiches ziehendes Sich-auflösen, und Fräulein Prießmann dachte, ich könnte so fahren und fahren und immer weiter fahren und immer müßte es Nacht sein und fahren fahren und ich will nicht, daß wir jemals wieder anhalten.

Als sie wieder im Wald waren, setzte Reinhardt die Geschwindigkeit herab, lenkte an den Rand der Straße und bremste.

»Weshalb hältst du?«, fragte Fräulein Prießmann.

»Ich muß mal die Beine strecken«, antwortete er, und er rutschte vom Steuerrad ein Stück nach rechts und legte den Arm um ihre Schulter. »Das sind aber nicht die Beine, die du streckst«, sagte sie.

»Hier sieht uns niemand«, antwortete er.

»Und?«

»Ich kann den Lippenstift abwischen, ehe wir wieder ins Haus gehen.«

»Na gut,« sagte sie. »Damit du nicht wieder behaupten kannst, ich sei frigid.«

Sie hob die Füße vom Sitz, sah ihn an, und dann holte sie tief Luft. »Autofahren kannst du jedenfalls«, sagte sie.

»Mit dir macht es auch Spaß.«

»Hast du eine Freundin?«

»Klar!«, behauptete er. »Aber dich –«

»Das kannst du dir sparen«, unterbrach sie ihn.

»Du gefällst mir wirklich.«

»Danke. Aber was heißt das schon?«

»Man ist nicht so allein.«

»Oh«, sagte sie, »das glaubt man dir nur, wenn man dich nich
kennt.«

»Ich kann nichts dafür«, antwortete er. »Manchmal fühlt man so

Er zog sie an sich, und sie lehnte bereitwillig den Kopf an sein
Schulter. Behutsam küßte er ihr Haar, das weich und knisternd un
duftend seinen Hals berührte. Mit den Fingern zeichnete er die ge
beugte Linie ihres Nackens nach, den der Kragen des Mantels freigab
Für einen Augenblick empfand er einen kleinen Triumph; gleic
darauf schämte er sich dieses Gefühls, und dann, so sehr es ihn danac
verlangte, hatte er Angst, sie zu küssen. Die Erregung pochte zittern
in seinem Blut; er wollte sprechen, aber er fürchtete, sich zu verraten
und machte die Augen zu. Weiß und still umschloß der Wald de
Wagen. Der Schnee, der wieder in größeren Flocken fiel, bedeckt
langsam die Scheiben. Die Ziffern des Instrumentenbretts leuchtete
im Dunkeln.

»Es ist nicht so«, sagte er endlich, und er mußte schlucken, ehe e
fortfahren konnte, »daß ich nur das im Kopf habe.«

»Nein?«

»Wenn du willst«, sagte er schnell, »fahren wir zurück.«

»Ja«, antwortete sie, »wir können auch zurückfahren.«

Sie hob den Kopf und lächelte unsicher, und als sie sah, daß er di
Augen geschlossen hatte, küßte sie ihn, und dann rückte sie schne
wieder bis an die Tür des Wagens.

Reinhardt lachte erleichtert auf. »Jetzt weiß ich wenigstens, wi
dein Lippenstift schmeckt«, sagte er.

»Wie?«, fragte sie.

»Unvergeßlich, gnä's Fräulein!«, antwortete er.

»Es war mir ein Vergnügen, werter Herr«, sagte sie. »Und jetz
mach' endlich die Augen auf und sieh' dir die Uhr an!«

»Beim heiligen Backenbusserl meiner Tante!«, rief Reinhardt
»Wahrhaftig, es ist kurz vor zwölf!«

15

»Liebe, verehrte gnä' Frau, lieber Herr Prießmann, meine liebe
nny! In Anbetracht der Tatsache, daß die letzte Viertelstunde des
en Jahres angebrochen ist und indem ich den Weih- Weih- Weih-«

»Aber Liebling«, rief Frau Hansel, »du stotterst ja!«

»Hurra«, rief Herr Prießmann, »er will eine Rede halten!«

»Nein, was ist das für ein reizender Abend!«, rief Frau Prießmann.

»Indem ich also noch einmal beginne«, wiederholte Dr. Hensel, der
ben dem Weihnachtsbaum stand, »und den Baum entzünde – «

»Ah!«, riefen Herr und Frau Prießmann und Frau Hensel, als die
äsernen Kerzen des Baumes aufleuchteten, und klatschten in die
ände.

Dr. Hensel verbeugte sich und fuhr fort: »Wieder neigt sich ein
hr dem Ende zu –«

»Bravo!«, rief Herr Prießmann.

»Liebling«, sagte Frau Hensel, »du solltest dich erst um den Sekt
immern, ehe du eine Rede hältst. Es ist zehn vor zwölf.«

»Ei der Taus!«, erwiderte Dr. Hensel. »Das hätte ich fast vergessen.«

Er ging zur Tür und öffnete sie. »Reinhardt!«, rief er in den Flur.

»Und wo bleibt die Rede?«, fragte Herr Prießmann. »Ich prote-
iere! Ich möchte eine Rede hören!«

»Ach ja«, sagte Frau Prießmann, »bitte eine Rede.«

»Selbstverständlich, sofort, gnä' Frau!«, erwiderte Dr. Hensel, in-
em er sich umdrehte. »Wenn Sie gestatten und sobald ich den
ekt –«

»Wir wollen unseren Führer hören!«, rief Herr Prießmann.

»Vielleicht ist im Radio eine Rede«, sagte Dr. Hensel, und er wollte
s Zimmer zurückkehren.

»Bitte, Liebling«, sagte Frau Hensel, »es wird Zeit für den Sekt.
aß' mich die Rede suchen.«

»Hurra«, rief Herr Prießmann, »wir werden eine Rede hören!«

»Nein, ist das nicht ein reizender Abend?«, rief Frau Prießmann.

Dr. Hensel begab sich in den Flur. »Wo ist der Sekt?«, rief er.
Reinhardt!«

Frau Loos öffnete die Küchentür. »Haben Sie gerufen, Herr Direk-
r?«, fragte sie.

»Ich b-b-brauche den Sekt!«, antwortete Dr. Hensel.

»Sofort, Herr Direktor!« Frau Loos verschwand in der Küche und kehrte mit zwei Flaschen zurück. »Soll ich sie ins Zimmer bringen?«, fragte sie.

»Danke«, antwortete Dr. Hensel und nahm ihr die Flaschen ab. »Ich trage sie selbst.«

Die Flaschen an den Hälsen in den Händen haltend blieb er vor Frau Loos stehen, sah sie an und schüttelte mißbilligend den Kopf. »Fehlt noch etwas, Herr Direktor?«, fragte Frau Loos.

»Ich weiß nicht«, antwortete Dr. Hensel, und plötzlich fiel es ihm ein. »Wo ist mein Sohn?« fragte er.

»Donner, Blitz und Doria!«, rief Herr Prießmann im Wohnzimmer. »Der Herr Minister spricht!«

»Pst!«, sagte Frau Prießmann. »Du solltest deine Stimme etwas dämpfen, Johann!«

»Vor einer guten halben Stunde waren ihr Sohn und das gnädige Fräulein noch bei mir in der Küche«, antwortete Frau Loos.

»So?« Dr. Hensel schüttelte wieder den Kopf. »Sie waren in der Küche.«

»Vielleicht sind sie ein Stück spazierengegangen.«

»So. Sie sind spazierengegangen«, wiederholte Dr. Hensel. »Na schön. Aber wenn mein Sohn kommt, wünsche ich ihn zu sehen!«

Mit den Flaschen in den Händen kehrte er ins Wohnzimmer zurück. Als er über die Türschwelle trat, hob er die Flaschen in die Höhe und rief strahlend: »Ich b-b-bringe den Sekt!«

»Pst!«, sagte Frau Hensel und legte den Finger an den Mund.

»Der Minister spricht!«

»Oh!«, sagte Dr. Hensel

und der Minister sagte aus dem Radio »soll uns das vergangene Jahr ein Spiegel sein, in welchen wir hineinblicken, ohne erröten zu müssen«

und wiegenden Schritts auf Zehenspitzen näherte sich Dr. Hensel dem Tisch und stellte die Flaschen darauf ab und baute die Sektgläser, die seine Frau bereitgestellt hatte, in einer Reihe an der Kante des Tisches auf

»Marksteine der Zeit« sagte der Minister

und Dr. Hensel schickte sich an, die erste Flasche zu öffnen, »du mußt

ɔch warten, Liebling«, flüsterte Frau Hensel, »es ist noch nicht wölf Uhr«, »oh!« erwiderte Dr. Hensel, »Entschuldigung!«

niemals vergessen, daß wir jetzt all unsere Kraft einem geschicht-chen Ereignis schuldig sind, denn jeder Augenblick kann der einer Veltenwende sein« sagte der Minister

Dr. Hensel streifte seine Armbanduhr ab, legte sie auf den Tisch nd ließ sich in einem Sessel nieder, aufmerksam die Zeiger der Uhr eobachtend

das Wahre, das uns not tut« sagte der Minister

Herr und Frau Prießmann und Frau Hensel saßen Dr. Hensel gegen-ber auf dem Sofa, Herr Prießmann hatte den Kopf ans Polster der ückklehne gebettet und lauschte mit geschlossenen Augen

verlorene Mitte unseres Herzens« sagte der Minister

er feierlich-getragene Ton seiner Stimme erinnerte Frau Prießmann n die Stimme des Priesters in der Kirche

kulturethische Bedrohung des Abendlandes« sagte der Minister

ie Kerzen waren fast abgebrannt, das rote geschmolzene Wachs chwamm in den Schalen der Halter und tropfte auf den Tisch

n dem Bemühen nicht nachlassen, jene menschliche Einheit wieder-ufinden, welche durch die so sehr verschieden gewordenen mensch-chen Interessen verlorengegangen ist« sagte der Minister

Dr. Hensels Uhr zeigte auf vier Minuten vor zwölf, und er stand auf, emüht, Geräusche zu vermeiden, und öffnete den Verschluß der rsten Flasche

am sausenden Webstuhl der Zeit« zitierte der Minister klassisch

Frau Hensel hielt ein Glas in der Hand, der Pfropfen schlüpfte mit inem leisen Plupp aus dem Hals der Flasche, und schäumend ergoß ich der Sekt ins Glas

nicht nur den materiellen Gütern nachjagen« sagte der Minister

Gäste und Gastgeber fühlten sich angesprochen, denn man konnte ich unter seinen Worten vorstellen, was man wollte, sie waren all-gemein-menschlich und bewegend, und das griff ans Herz, man vußte nicht wie; er machte die tiefsten Gefühle lebendig, und eine Feier bietet immer Gelegenheit, sie anzubringen, was sonst leider elten der Fall ist, und als gar die Worte

Vaterland« »Familie«

us dem Radio tönten, reckte sich Dr. Hensel und hob sein Glas und

rief »nie wieder werden wir in diesem Jahr so fröhlich beisammen sein!«, und Herr Prießmann sprang vom Sofa auf »hoch unsere Gastgeber und der Minister!«, rief er, und alle griffen nach den Gläsern, »halt!«, sagte da Frau Hensel und zeigte auf den Tisch, »da stehen noch zwei volle Gläser«, »ja zum Donnerwetter«, rief Dr. Hensel, »die Kinder fehlen!«

»voll Vertrauen in die Zukunft blicken« sagte der Minister

»Reinhardt!« rief Dr. Hensel und als niemand antwortete lief er in den Flur »Reinhardt!« und lief weiter zur Haustür und öffnete sie »Reinhardt!« der Schnee wehte ihm ins Gesicht der weiße aufsteigende Rauch seines Atems wurde vom Licht der schmiedeeisernen Laterne erhellt »Marianne!« rief Herr Prießmann aus dem Wohnzimmer und »ich werde Ihnen suchen helfen« er kam zur Haustür seine Frau und Frau Hensel folgten er trat zu Dr. Hensel unter die Laterne er sah sich um »ja aber« sagte er und zeigte auf die Straße »mein Wagen ist nicht mehr da!«

Die Herren blickten sich, jeder ein Glas in der Hand, verblüfft an. »Das verstehe ich nicht«, murmelte Dr. Hensel. Dunkel empfand er, daß es seine Pflicht sei, auf der Stelle nüchtern zu werden. »Ich hatte doch den Wagen abgeschlossen«, sagte Herr Prießmann.

Da beendete der Minister seine Rede. Der Sender hielt, was er im Programm versprochen hatte: die Glocken begannen zu läuten. Auf die Minute pünktlich fielen die Glocken aller Kirchen in der Stadt ein. Nach den ersten Schlägen wurden sie vom Krachen und Pfeifen der Feuerwerkskörper übertönt. Plötzlich zeigten sich viele Menschen an den Fenstern ihrer Häuser oder unter den Haustüren oder liefen auf die Straße. Raketen stiegen in den Himmel und zerplatzten; ihr Feuer tropfte rot gelb grün zwischen die Schneeflocken. Schwärmer hüpften und zischten über die Straße. Es roch nach Pulver und Asche.

»Prosit Neujahr!«, sagte Frau Prießmann zaghaft; sie stand hinter den Herren und Frau Hensel im Vorraum und war etwas verwirrt, weil sie eigentlich nicht genau wußte, weshalb sie das Wohnzimmer verlassen hatte, und Tränen der Rührung glitzerten in ihren Augenwinkeln. Niemand antwortete. Sie hörte nur gedämpft den Lärm auf der Straße und aus dem Radio im Wohnzimmer laut und dröhnend das Läuten der Glocken Läuten der Glocken der Glocken Glocken.

EKKEHARD EICKHOFF
ARABISCHE WELTKARTE

DIE Karte nach al Edrisi, um 1210:
Vorgebirge und Meer in bewegten Gesprächen.
Fünfhundert Wege vom Indus nach Rabat umziehn
Messend und scharf die sandhellen Küsten und Flächen.

Drüben im Norden zwischen den Stalagmiten
zeichnet sich deine Heimat mit mythischem Strich,
fremd und barbarisch, von Kriegern gefüllt und Ifriten
ganz am Rande der Erde, nachbarlich

an die Buchten des Eismeers gelehnt. Mondhörner küssen
Havel und Main, und die Klöster im Urwald ertränkt.
Worms in der Öde. Aachen im Ungewissen.
Taunus und Rhön noch im Zwielicht der Schöpfung versenkt.

EUROPÄISCHER PLURALISMUS

GERT KALOW · DER GRENZENLOSE KONTINENT

DER Untergang des Abendlandes liegt hinter uns. Innerhalb dreier Jahrzehnte, beginnend mit 1914, verlor Europa seine Weltmachtstellung, sein altes Leben, seinen Reichtum. Nicht nur Deutschland, sondern Europa ist nun gespalten, zerrissen, geographisch und geistig. Nicht nur Deutschland, sondern Europa wartet auf Wiedervereinigung, auf Wiedergeburt.

Spengler hatte etwas Richtiges gesehen. Er hatte vor seinen Zeitgenossen begriffen, was die Stunde schlug. Allerdings die universalhistorische Deutung, in welche er seine Beobachtung einbaute, erwies sich bald als unhaltbare Hypothese, als Dichtung. Völker, Kulturen, Reiche gehorchen keinem organischen, quasibiologischen Gesetz. Sie entstehen, blühen und sterben nicht wie Pflanzen oder wie menschliche Individuen. Sie sterben, laut Robert Musil, an »Ideenbankrott«. Was man in Nietzsche- und Spengler-Nachfolge »Dekadenz« nannte, ist nicht notwendigerweise beginnender Untergang, hat mit Schwäche oder Stärke der »Lebenssubstanz« nichts zu tun. Dekadenz ist eine Disharmonie der Kräfte, zerbrochene Kooperation, Selbstverfeindung. Das Ertragen eines solchen Zustandes kann nur etwas Positives bedeuten: die Chance zur freien Heranbildung einer echten Ordnung bleibt offen. Jedes gewaltsame, militante Zudecken einer Kräfte-Disharmonie hingegen führt notwendig ins Unheil. Hitler konnte auf dem Boden der Dekadenz der zwanziger Jahre titanische kollektive Kräfte entfesseln, aber nur vorübergehend. Die Synthese stimmte nicht, seine Idee war irreal, dilettantisch, phantastisch. Sie beruhte auf simpler Negierung alles dessen, was nicht in die erdachte Harmonie paßte; was eigentlich hätte geordnet werden sollen, wurde ausgelöscht. Hitler war, wie Spengler, ein verhinderter Dichter, ein verhinderter Künstler, kein homo politicus.

»Einige wenige werden die Welt retten«, sagt Gide. Einige wenige, nämlich die richtigen, die nicht-verhinderten Dichter. Sie haben Europa erschaffen, als ideelles Gefäß, in dem geordnetes Leben mäch-

g emporblühen konnte: Homer, Dante, Shakespeare. Sie allein könn-
en den immer noch fortschreitenden Ideenbankrott aufhalten.

Die Welt retten? Europa retten? Wir sind skeptisch geworden vor
roßen Worten. Es bedarf einer Nachprüfung, eines kritischen Blickes
uf die Geschichte, um den Maßstab zu sichern. Die Geschichtsbücher
prechen von Siegen und Niederlagen, aber die meisten von ihnen
erschweigen, welche Veränderungen im Leben der Völker den Sie-
en und Niederlagen folgten. Rom unterwarf Griechenland, Grie-
henland siegte dennoch: Rom wurde hellenisch. Die Germanen er-
berten Rom und wurden von Rom verschlungen, von Grund auf
erwandelt. Als ein anderes, neues Volk, geformt von den griechisch-
ömisch-christlichen Ideen, kehrten sie in den Norden zurück.

Ideen, Ordnungsvorstellungen, Modellbilder des Lebens, nicht nur
ie Machtsphäre, sondern die ganze menschliche Wirklichkeit um-
assend, regieren die Geschichte. Keine Armada, kein biologischer
aktor (wie Rasse, »Jugend« oder »Alter« eines Volkes), keine durch
bkapselung stark gehaltene nationale Tradition, keine Ideologie, die
ur ein Teilbereich des Daseins überschaut, kommt gegen sie auf. Das
berlegene Modell siegt, es durchdringt jeden Vorhang, sei er aus
isen oder aus Gold. Das Leben sammelt sich, wo ihm die beste Ent-
altungsmöglichkeit, das brauchbarste Gehäuse geboten, es wandert
b oder explodiert, wo es verunstaltet wird.

Wir stehen vor einer überaus merkwürdigen Situation. Europa ist
ntergegangen, klein und machtlos geworden, kaum noch bewohn-
ar vor lauter Enge, nur noch durch andere lebensfähig, verlustig des
roßen Lebens von einst. Doch zugleich steht dieser äußerlich ge-
chrumpfte Kontinent im Begriff, die Welt zu durchdringen wie nie-
nals zuvor. Einst unterdrückte, jetzt aufsteigende Völker Asiens, Afri-
as, Amerikas, Insulindes bedienen sich europäischer Muster. Sie ge-
tehen ein – wennschon nicht theoretisch, so doch praktisch –, daß ihr
mporkommen nur durch Übernahme abendländischer Formen mög-
ich ist. China führt europäische Kleidung und europäische Schrift-
eichen ein, es ahmt in seiner neuesten bildenden Kunst europäische
orbilder nach. Wo immer Christentum, Liberalismus, Kapitalismus
der Marxismus sich ausbreiten – spezifisch abendländische Vorstel-
ungen sie alle, auch der Marxismus –, da verändern sie das Leben der

Völker zum Europäischen hin, offen oder insgeheim. Ja, der »kalte Krieg« oder – nach einer hoffentlich übertriebenen Formel Kafkas – der »tausendjährige Glaubenskrieg«, der die gegenwärtige Weltsituation konstelliert, nimmt sich wie ein nach außen verlagerter europäischer Bürgerkrieg aus. Der heutige Ost-West-Gegensatz ist ein fernes Echo auf die einstige Teilung des römischen Reiches. Rußland wurde über Byzanz zu geschichtlichem Leben erweckt. Moskau nannte sich unter den Zaren und fühlt sich noch heute als »das dritte Rom«. Washington ist der letzte Erbe der imperialen, pathetisch-religiösen Staatsidee Westroms, allerdings durch Protestantismus und Aufklärung stark modifiziert. Aber auch das jetzige Moskau hat sein altes byzantinisches Bewußtsein verändert (wiewohl keineswegs gänzlich aufgegeben): durch den Marxismus, der aus einer Vermischung säkularisierter westlich-christlicher und aufklärerischer Ideen entstanden ist.

Bleibt für Europa nur eine passive Rolle im großen Krieg der Ideen übrig? Ist es geschichtliches Gesetz, daß die Erben das Übernommene gegen den Urheber wenden? Installierten nicht die Barbaren aus dem Norden ihre Herrschaft über die alte Welt im Namen jenes Christentums, das durch Paulus zu einer Selbstkritik der Antike geworden war? Suchen nicht die Russen Europa im Namen jenes Marxismus zu beherrschen, der keineswegs auf ihre Verhältnisse gemünzt, sondern vielmehr als eine Selbstkritik Europas im Zeitalter der aufstrebenden Technik entstanden war? Moskau spielt das böse Gewissen, Washington das positive Gewissen Europas – nützen nicht beide ihr Ideenerbe als Motiv und als Weg zur eigenen Weltmachtstellung, notfalls über die Leiche des Vaters?

Europa war immer eine Pluralität, eine Völkerfamilie, von dauernden Bruderzwisten erschüttert, Ideenschlachtfeld, Kontinent der schärfsten Gegensätze, aber dennoch von einer verborgenen Tendenz zur Einheit, zur Synthese beseelt. Durch Zusammenprall und Verschmelzung von Antike, Christentum und Germanentum gewann das Abendland seine Gestalt. Die Germanen brachten in diese Verbindung zunächst nur ihre bloße Vitalität ein. Erst sehr viel später, nach einem Jahrtausend der geistigen und kulturellen Verarbeitung, meldeten sie sich mit einer eigenen synthetischen Idee, die sich als »Renaissance«, als »Wiedergeburt« ankündigte und in der »Aufklärung« gipfelte. Der

Verschmelzungsprozeß der neuen Idee mit den beiden älteren ist noch in Gang und treibt den Motor heutiger Parteiungen. Unvermischt, in chemischer Reinheit existiert keines der drei geistigen Elemente mehr, weder als gelebte noch auch nur als gedachte Wirklichkeit. Die Antike ist Europa ins Blut und ins Bewußtsein gegangen, ohne heute noch einen festen Ort zu haben; es gibt auch »das Christentum« nicht, sondern nur einzelne christliche Formen, die untereinander keineswegs kongruent sind; die Aufklärung hat ihren Versuch, auf Anhieb eine neue Realität zu erschaffen (französische Revolution), nur teilweise verwirklichen können und sich seither in eine Linke und eine Rechte gespalten, die in sich weitere Teilungstendenz aufweisen, so lange, bis auch dieses Element seine heillose Reinheit, seine Institutionalität verloren haben wird und ins allgemeine Bewußtsein eingegangen ist.

Die Entscheidungsfrage lautet, ob die drei Elemente, aus denen Europa als Idee besteht, notwendigerweise Gegensätze sind, die untereinander in dauerndem Krieg, in der Selbstzerstörung verharren müssen. Novalis hat dieses Problem in seiner ganzen Bedeutung bereits vor mehr als eineinhalb Jahrhunderten erkannt und in der genialen Streitschrift »Die Christenheit oder Europa« zu beantworten versucht. Aber seine Vision der Versöhnung blieb so gut wie unbeachtet.

Die Antike ist lebendig geblieben, eine geistige Weltmacht, durch ihre Idee der Freiheit oder des Individuums. Sowohl das griechische als auch (vom griechischen beeinflußt) das römische Denken kreiste, zumindest während beider Blütezeit, um die Frage nach dem Verhältnis von Einzelnem und Kollektiv. Antike Philosophie, spezieller noch: römisches Recht und athenische Demokratie stiegen als Leitstern kommender Jahrtausende aus dem Schutt der zerstörten Reiche empor.

Das Christentum veränderte die Welt, auch die außerchristliche, durch die Idee der Geschichte, der begrenzten, auf ein Ziel zustrebenden Zeitlichkeit alles Irdischen. Die Aufklärung endlich meldete sich als erneuerte, durch die Schule des Christentums gegangene Philosophie und entwarf die revolutionäre Idee der Menschheit als eines unteilbaren Ganzen.

So vereinfacht, erscheinen die Elemente ohne gegenseitige Feindschaft. Aber wir wissen, daß in der keineswegs einfachen, sondern höchst gebrochenen Wirklichkeit die Feindschaft weiterbrennt, ge-

nährt von widersprüchlichen Detailideen, die aus der großen Konstellation hervorgingen wie feindliche Brüder: Glaube an die Technik und Naturmystik, Puritanismus und Panerotik, missionarischer Imperialismus und Pazifismus, Fortschrittsglaube und Fortschrittsfeindschaft, dialektische und antidialektische Theologie, existentielle und spekulative Philosophie, Sozialismus und Wirtschaftsliberalismus.

Wo, inmitten dieses Wirbels, dieses Ideensausens, ist Europa? Besitzt es noch eine intakte, unangebrochene, weiterlebende Kernzelle, eine Reserveidee, die allerseits stillschweigend anerkannt wird, nachdem Staat, Religion, Naturwissenschaft, Philosophie, Sitte und Recht samt ihren Institutionen zu Kampfobjekten wurden? Die Kunst? Ja und nein. Malerei und Plastik sind nicht spezifisch abendländisch, wie es die absolute Musik ist, die sich aber nicht zur konkret die Welt verwandelnden Idee erheben kann. Übrig bleibt nur die Literatur. Nicht Literatur schlechthin, sondern eine bestimmte, von Europa erschaffene und bis heute lebendig erhaltene Idee von ihr: nicht Mythen, Sagen und Märchen, wie sie überall lebten und überliefert wurden, nicht ägyptische oder israelische Priesterhymnen, nicht die Staatsdichtung Chinas, sondern die souveräne, von Institutionen unabhängige, von Individuen erschaffene Textur als das betrachtende, deutende, warnende, lenkende, geistige Neben-sich-selber-Hintreten des Menschen, die zweite, immer weiterlaufende, neben uns herlaufende, uns überholende oder hinter uns zurückbleibende Erschaffung der Welt, die Vernunft des Gefühls, Schmelzofen der Ideen, Werkstatt der Modelle, die das Leben zum Schutz vor dem Chaos benötigt, die gewaltlose Arbeit der Phantasie am allgemeinen Bewußtsein. Diese Literatur kam fertig, vollendet wie Aphrodite zur Welt: mit dem griechischen Drama. Aischylos ist nicht Mythos, sondern Kündigung des Mythos, Mündigkeit. Iphigenie war das letzte, freiwillig hergegebene Opfer; die »Orestie« verfolgt die Blutspur der Schuld von ihrem Altar über Agamemnon, Klytämnaistra, Elektra, Orest, über den Chor, über alles, was Menschenantlitz trägt, in eine gebändigte Welt; die »Orestie« des Aischylos zeigt die erste unblutige Verwaltung der unaufhebbaren Schuld durch eine wissende, von der Urangst befreite Gemeinschaft: Ausgangsmodell Europas und der Demokratie. Gleichzeitig!

Europa muß Sprache bleiben, oder es wird wie ein Leichnam verfallen. Sprache ist ein Prozeß zwischen realer Welt und die Schöpfung

weitertreibender Phantasie. Der Prozeß zwischen erstorbenen, der Verwandlungskraft entzogenen Ideen ist der Krieg selbst. Der noch nicht beendete Weltkrieg hat von Europa aus seinen Ausgang genommen. Nur von Europa aus kann er beendet werden. Veni creator spiritus!

ERICH BROCK · DEUTSCHLAND UND FRANKREICH IN EUROPA

Europa ist mehr als ein Erdteil, es ist eine Idee (höchstens von Asien kann man das noch sagen). Europa weiß es seit langem, daß es eine Idee ist, daß seine Gemeinsamkeiten größer sind als seine inneren Gegensätze. Aber in der praktischen Politik spielte das früher höchstens als Propagandaphrase eine Rolle – um zu versichern, »man« sei Europa, andere dagegen nicht. In den Weltkriegen erreichte die feindliche Aufsplitterung Europas – Verbindung seiner Teile mit außereuropäischen Mächten gegen andere Teile Europas – ihren Höhepunkt. Trotzdem dienten diese Kriege dem Ziel, aus Europa eine praktische Wirklichkeit zu machen. Sie vernichteten die Großmachtstellung *aller* europäischen Staaten. (Denn Rußland kann man weder äußerlich noch innerlich als europäische Macht bezeichnen.) Die Vernichtung der europäischen Großmächte als solcher hat auch die Kolonialreiche derselben, auf Grund deren Europa für sie wenig interessant erscheinen konnte, schwer angeschlagen und in einen abzusehenden Ablauf der Auflösung hineingerissen. Und die Einsicht ist für jeden Denkenden zwangsläufig geworden, daß die Staaten Europas *nie mehr* eine selbständige Großmachtpolitik werden treiben können, weil im Vergleich zu Rußland und Amerika die materiellen Grundlagen dafür fehlen. Das vermöchte höchstens ein politisch geeintes Europa. Aber für ein Europa mit gemeinsamer Außenpolitik ist die Zeit noch lange nicht reif.

Eine Voraussetzung dazu wäre ein gewisser Mindestbesitz an demokratisch-liberaler Einrichtung und Gesinnung in allen Staaten Europas: Selbstregierung, Meinungsfreiheit, Verzicht auf Unterdrückung

der sprachlichen Minderheiten; ferner Verzicht auf Sonderbünde (auch nach Aufzug des Eisernen Vorhangs), die tatsächlich gegen andere europäische Staaten gerichtet wären. Vor einer allzu starken inneren Aufsplitterung könnte die Einsicht bewahren, zu der ja Deutschland reichlich Erfahrungen gemacht hat: daß die geistige Gefahr eines bloßen Partikularismus darin besteht, immer *das* herauszustellen, worin die Teile *nicht* dem Ganzen gleichen, und daß eine solche Einstellung durch Ressentiment und Verengerung der kulturellen Erzeugungskraft schadet. Frankreich allerdings könnte noch ein sehr starkes Stück in der Richtung auf Aufgliederung gehen, ohne in diesen Gefahrenbereich zu geraten. Inzwischen hat es wenigstens nach außerhalb seiner Grenzen einige Blicke geistiger Neugier zu werfen begonnen, wie sie noch vor Jahrzehnten unmöglich gewesen wären; sogar deutsche Klassiker sind hie und da ins Theaterleben eingedrungen. Auch die erfolgten wirtschaftlichen Einigungen wirken lockernd. Hier zeigt sich schon, daß das Verhältnis Deutschland–Frankreich der Hauptknotenpunkt eines neuen Europa wäre: Knotenpunkt sowohl im Sinne von Schwere der Problematik wie auch von zu erzielender Fruchtbarkeit und Verbindungskraft. Im Sinne eines gesunden Föderalismus ist es aussichtsreicher, Europa aufzubauen durch Vertiefung und Ausarbeitung der einzelnen Beziehungen darin, als deduktiv schematisierend von oben nach unten vorzugehen. So wollen wir hier hauptsächlich die Beziehung Deutschland–Frankreich der Betrachtung zugrunde legen, und diese, um nicht in reines Wunschträumen zu verfallen, durch geschichtliche Rückblicke theoretisch und für praktische Hinweise möglichst fest begründen.

Ein Land, das erdkundlich wie sachlich so gut als Urbild reich gegliederter Einheit wie Europa dienen kann, war das alte Griechenland. Geistig war es seine Keimzelle. In der Rückschau erscheint es uns als ein schöner, starker Kosmos, ein von den fruchtbarsten inneren Spannungen erfüllter Organismus. Fruchtbar war vor allem die Wesensspannung zwischen Athen und Sparta – wobei es wesentlich ist, letzteres nicht in der falschdramatischen, apophthegmatischen Kahlheit zu sehen, wie sie der barocken Spätzeit imponierte, sondern in dem ganzen menschlichen und kulturellen Reichtum des dorischen Stammes – der allerdings gegenüber der gründlichen intellektuellen Mobilmachung Athens ein *konservatives* Gepräge hatte. Was wußten die

Griechen aus diesem Kosmos und dieser seiner Hauptspannung schließlich zu machen? Nichts als gegenseitige Zerfleischung, welche Selbstzerfleischung war. Griechenland war ihnen nur eine große Erinnerung, nämlich an die Perserkriege, ein gemeinsamer Hochmut, nämlich den Barbaren gegenüber, eine äußerste religiöse Bindung und eine Gemeinschaft der Sportrekorde – und all das verpflichtete praktisch sozusagen zu nichts, vermochte nicht zu verhindern, daß die kostbarsten Volksmenschen, die auf Erden wandelten, mit primitivem Blutdurst und dummer Grausamkeit sich gegenseitig vertilgten wie Ungeziefer. Natürlich verbraucht eine unerhörte Hochblüte wie die klassische griechische Kultur den Menschenstoff bis in unerhörte Tiefen; aber nichts berechtigt uns, hier die nachweisliche Ausrottung der führenden und auch rassisch hochwertigen Kulturträgerschicht für den wurzelhaften Niedergang der Spätzeit außer Ansatz zu lassen.

Die gescheiterte Einheit der auf engstem Raum entstehenden abendländischen Kultur wurde abgelöst durch die vom Mittelmeer bedingte Einheit des römischen Reichs – das aber nie etwas anderes war als eine römische Rechtsform mit weitgehend durchgesetztem spätgriechischem Kulturinhalt. Nachfolgerin wurde das Christentum, welches sich nach Eroberung der nordeuropäischen Barbaren und Verlust der Ost- und Südküste des Mittelmeers als neue Einheit des Abendlandes empfand und befestigte. (Die Slawen blieben immer ein dem Zusammengehörigkeitsgefühl etwas unsicherer Randposten.) So verrichtete es durch das Mittelalter seine Rolle. Das Bewußtsein der christlichen Einheit war stark, wenngleich die rechtlich-machtmäßige Klammer immer schwach blieb, nämlich das Imperium in der Hand der Deutschen. Bei den Franzosen war das Magisterium, die Hauptverwaltung des durch Christentum, lateinische Sprache und antike Überlieferung zusammengehaltenen geistigen Inhaltes. Dabei konnte eine schöne, wenig kämpferisch gestimmte Vielfalt des Völkischen aufrecht erhalten werden. Die führenden Geister besaßen Freizügigkeit durch das Abendland hin; so z. B. war 1356 ein Deutscher Rektor der Sorbonne. Nationalgefühl war noch kaum vorhanden; die Kriege waren hauptsächlich dynastische Fehden in mäßigem Rahmen, oder aber von der Einheit getragene Gesamtkämpfe gegen die Heiden. Zwischen Deutschland und Frankreich kündigte nichts kommende Grundgegensätze an.

Das Ende des Mittelalters war ein tiefer Einschnitt, den wenige heil zu überspringen vermochten. Geschwinde entwickelte sich das Verhältnis Deutschland–Frankreich zu dem Schicksalsproblem Europas, an welchem sich aber auch dessen außerordentliche Energien der Bewußtwerdung stauten und vertieften. Frankreich baute sich mit eiserner Logik und Methodik fast ohne Rückschläge um einen kleinen Kern auf, der Kräfte sammelte wie ein organisches Samenkorn nur durch die Gestalt seiner Anlage. Schon früh zeigte sich, daß dieser Aufbau von der Idee getragen war, keine Rücksicht nehmen zu sollen auf Eigenwesen und Eigenkultur der angegliederten Gebiete. Einerseits sollte die zu erreichende Einheit lückenlos und glatt sein, zufolge der sich bald ausbildenden rationalistischen Grundeinstellung Frankreichs und seinem Willen zu politischer Stoßkraft; dadurch entstand wieder eine tiefsitzende Furcht vor der Sprengkraft aller stehenbleibenden und sich selbst bejahenden Verschiedenheiten. Gegen Ende des Mittelalters hatte sich Frankreich nach Eroberung der occitanisch-redenden Gebiete und Vertreibung der Engländer von Westen durch die nicht deutschsprachigen Reichsländer bis an die Sprachgrenze Deutschlands herangearbeitet. Es ist unwahrscheinlich, daß es hier Halt gemacht hätte; aber da trat ein Moment der Beschleunigung ein, das einen dauernden Albdruck des politischen Frankreichs hervorbrachte: die Heirat Philipps des Schönen mit Johanna der Wahnsinnigen. Ihr Ergebnis war praktisch, daß Deutschland in passive Abhängigkeit von den wesenfremden Interessen Spaniens, seinem überhitzten Katholizismus und seiner Frankreichfeindlichkeit fiel. Die Angst Frankreichs, in die Zange zu kommen, gab den Anlaß zu dessen unter dem Stichwort »Verhinderung habsburgischer Universalmonarchie« erfolgenden jahrhundertelangen Sicheinwühlen in die offene Westflanke des Reiches – welche fast ungeschützt blieb, während die Kräfte Habsburgs sich mit schließlicher Ergebnislosigkeit gegen den Balkan hin verströmten – genau so sinnloserweise wie die Vergeudung der Reichsmacht an die aussichtslose Gewinnung Italiens im Mittelalter – im Vergleich zur Rückgewinnung der von den Germanen in der Völkerwanderung geräumten Ostgebiete. Während Frankreich so gleichlaufend mit seiner inneren Befestigung, zu deren Zwecken es den Protestantismus im Augenblick der Klarwerdung seiner hoffnungslosen Minderheitsstellung zielbewußt von sich stieß,

ch außen planmäßig voranmachte, geriet Deutschland in eine läh-
lende Krisis. Frankreichs politische Gestaltwerdung war von einer
bensolchen Ausbildung der inneren Gestalt begleitet. Seine Geistes-
ultur erwies sich frühzeitig als eine *Form*-Kultur, und dieser Charak-
r wurde noch heftig unterstrichen durch die Reform Malherbes um
600, die eine starke Entgermanisierung, Romanisierung Frankreichs,
ne Abkehr von der Gotik, seiner gewaltigsten Schöpfung, bedeutete.
aß dies auf den Gipfeln fast nie zu ödem Klassizismus führte, lag dar-
n, daß neben dem formsetzenden Verstand immer eine starke, un-
eflektierte, philosophisch dazu in kein bewußtes Verhältnis gebrachte
innlichkeit blühte; so wurde vor allem die herrliche bildende Kunst
rankreichs zwischen 1600 und 1900 ermöglicht.

Hier begann sich Deutschlands Andersartigkeit bis in alle Gründe
u offenbaren. Sein Bewußtsein der Gestaltwerdung, wie sie jedem
Menschen und Volke nicht nur zu Zwecken der Selbstbehauptung
uferlegt ist, richtete sich jederzeit weit mehr auf die Breite des In-
alts, die Unendlichkeit des lebensmäßigen Gehaltes als auf die ab-
traktere Form. Aber dieses Inhalts-Element brauchte sozusagen dop-
elt Formwerdung, um sich nicht zu zerrütten. Zum einzigen Mal in
einer Geschichte versuchte Deutschland damals das Hindringen zur
Eigengestalt auf dem Gebiete der *bildenden Kunst*. Alles, was es in der
Spätgotik und in der beginnenden Renaissance zeitigte, zeugt von der
ungeheuren Kraft und von der überwältigenden Aussichtslosigkeit
dieses Kampfes. Alles trägt da den Stempel heftigster Gewalten, die
aus der Tiefe zu sich selbst ringen, aber durch das lastende Gefühl von
der Grenzenlosigkeit des Unformbaren, Vernunftlosen gefesselt blei-
ben – und dies gerade auch durch ihr Formstreben selbst. Wie Was-
serpflanzen wuchern die spätgotischen Schmuckelemente um die Ge-
stalten und ziehen sie wieder auf den Grund. Sie verstricken sich in
sich selbst, Form wird zum Geschnörkel und zum hakigen Krampf,
der nicht löst, sondern nur alles noch tiefer in sich verschränkt. Welche
Luftlosigkeit in den Gesichtern, welche dumpfe Schwere in den Glie-
dern! Wo einmal etwas Äußerstes durchzudringen, anzulangen schien,
war es ein einsames Heraustreten letzter Kraft ins Glühende, wie beim
Isenheimer Altar, oder ins Eisige, wie bei Holbeins Familienbild –
dahin, wo niemand folgen konnte, wo keine Ansiedlung möglich ist.
In der Politik gelang der Durchbruch zur Gestalt ebensowenig. Die

Reichsreform mißlang, die Fürsten, Deutschlands Fluch bis zuletzt, behaupteten sich. Eine gewisse wesenhafte Rolle machten sie sich durch Aufrechterhaltung des Protestantismus; die im kommenden Jahrhundert typische Lage, die Zerreißung des Gewissens zwischen Reichsverrat und Religionsverrat empfanden sie aber nicht. Luther blieb außen und innen in Kompromissen hängen. So trat nach sieglosem Ringen tödliche Ermattung ein. Eine Zeit kam, in der völlige Unfruchtbarkeit Herr wurde. Zwischen Luthers Tod und dem Prager Fenstersturz lassen sich, neben dem einzigen erstrangigen Namen Kepler, nur wenige zweiten Ranges sammeln: Weigel, Böhme, Holl, Elsheimer. Gleichzeitig schritten Frankreich, Italien, Spanien, England zu Gipfeln europäischer Geisteskultur empor. Nur die zuchtlosen Formen deutscher Ornamentik wucherten wie von selbst weiter, kraftlos, gleich den Haaren eines Toten. Über dieses Deutschland brach der 30jährige Krieg herein und zerstörte es bis auf den Grund. Die versteinerten Religionen wußten noch genug Leidenschaft in sich zu sammeln, um das Reich zu zerschlagen, während die umliegenden Staaten, die, wie Frankreich (und auch England), ihre Bürgerkriege in ihrer Abseitslage ungestört hatten abwickeln können, sich an dem Leichnam gütlich taten.

Nachdem Deutschland in seinem eigensten Gebiet, der Musik, die ersten mächtigen Schritte eines neuen Andringens zu sich selbst, zu seiner Form gemacht hatte, sammelte es alle Kraft zu einem Aufbruch, der zu seiner größten Geisteszeit, der um 1800 führte. Aber auch jetzt kein Durchbruch! Die Abwendung von der zerrüttenden Formlosigkeit eines reinen Lebens-Treibens (»Sturm und Drang«) führte zum klassizistischen Ideal Weimars, das weder als deutsche noch als kraftvolle Form in Betracht kommen konnte. Alle großen Dichtwerke der deutschen Klassik stehen nur für sich selbst, sie begründen keine From deutschen Wesens. Und die deutschen *Gedanken*werke ringen einen denkwürdigen und hundertfach fruchtbaren Titanenkampf vom absoluten Subjekt aus, um zum Gegenstand, zur Gestalt zu kommen; aber sie langen dort nicht an, sie sinken zurück in die sumpfige formlose Unendlichkeit des Ich. Die Versuche, aus diesem Abgrunde zur festen Gestalt zu gelangen, werden immer unter dem Leitgedanken der Antike unternommen. Eine tiefere Auseinandersetzung mit Frankreich findet während der deutschen Klassik nicht statt, nur bis zur Un-

erechtigkeit führendes Streben nach Befreiung von seiner kulturel-
n Vorherrschaft. Diese Vorherrschaft war nur im geringeren Maße
ine solche der großen französischen Klassik, stand viel mehr unter
em Zeichen der weltläufig und formelhaft gewordenen französi-
chen Aufklärung. Von ihr führten keine Verständnisbrücken zu den
euen Dingen Deutschlands. Dazu hatte Frankreich sich durch seine
nbestrittene kulturelle und zeitweise auch politische Führerstellung
n ein Selbstgefühl gesteigert, das kaum noch jenseits der Grenzen Be-
chtliches vermutete. Bekanntlich war es Frau von Staël, welche Ver-
tändnis oder wenigstens Kenntnis der deutschen Klassik in Frankreich
erbeizuführen trachtete. Die Franzosen reagierten darauf hauptsäch-
ch, indem sie die Deutschen in einem teils etwas kitschigen Sinne als
as Volk der Dichter und Denker ratifizierten (vgl. etwa Victor Hugos
Rhein-Romantik); teils fehlte dabei aber auch nicht eine naive Profit-
chkeit: man verwies die Deutschen in ein Wolkenkuckucksheim, um
ie Verwaltung der Erde *selbst* in der Hand zu behalten. Desto größer
waren Zorn und Empörung wie über eine erfolgte raffinierte Täu-
chung (auch Frau von Staël blieb mit diesem Vorwurf bemakelt), als
Deutschland 1870 erfolgreich einen Mitanspruch darauf anmeldete.
Es folgten ungute Zeiten für den europäischen Gedanken. Deutsch-
and verfiel in eine etwas lärmende Selbstzufriedenheit angesichts der
gelungenen kleindeutschen Reichsgründung und der anschließenden
Wirtschaftsblüte. Kulturell wirkte sich dies nicht günstig aus. Außer
Nietzsche und Brahms wies nur die Wissenschaft wirklich große Namen
auf. Frankreich ließ sich von diesen imponieren, hatte aber selbst große
Leistungen in Dichtung und Malerei vorzulegen, und fiel im übrigen
in sein gewolltes Nichtachten deutschen Kulturlebens zurück – wäh-
rend Deutschland seine alte Neugier für alles Ausländische, z. T. auf
einer gewissen Schwäche des Eigencharakters beruhend, weiter aus-
lebte, besonders in einer Flut literarischer Übersetzungen.

Es bedarf keines Wortes, daß 1914 Europa ein neuer Schlag versetzt
wurde – der teilweise sogar mit einer gewissen Zeitzündung versehen
war. Das gewaltige Erleben bei Kriegsausbruch – wer dies gesehen
hat, kann es trotz Einschätzung alles daraus entsprossenen Verhäng-
nisses nicht allein als Rausch und Verblendung abtun – bedeutete
nach einem Zeitalter der Mittelbarkeit, der blassen Selbstzerfaserung
das Aufgehen einer elementaren, unumwendbaren Wirklichkeit, auf

die geantwortet oder zugrunde gegangen werden mußte. Daß eine solche Erfahrung nur am ernstlichsten Rande physischer, aber auch moralischer Zerstörung möglich wird, entspricht der menschlichen Situation. Ebenso, daß alsbald von einem Extrem ins andere gegangen wurde. Das Gefühl der Ursituation bildete sofort eine Ideologie aus sich hervor – dem Elementaren der Lage mußte eine elementare Ideologie angepaßt sein – die ein blütenweises Hochwertigkeits- und Unschuldsbewußtsein auf der eigenen und eine Verteufelung auf der Gegenseite bedeutete. Deutschland sündigte viel in der Auslebung dieser Dinge, bis zum Unsinn und zur Ruchlosigkeit; trotzdem blieben in der Schätzung der geschichtlichen geistigen Werte im gegnerischen Lager, täuschen wir uns nicht, bestimmte Grenzen unüberschritten. Größer erscheint uns da das Schuldkonto der Gegenseite. Das Erleben bei Kriegsausbruch hatte da nicht ganz das metaphysisch Übersteigerte wie in Deutschland; das ermöglichte auch, es kaltsinniger technisch auszuwerten. Das heutige Geschlecht weiß nicht mehr viel von jener glänzend, allerdings auch äußerlich widerstandslos und innerlich hemmungslos aufgezogenen Weltpropaganda gegen das Barbarentum, die Machtanbetung und die Antidemokratie Deutschlands – oder vielmehr, Hitlertum und zweiter Weltkrieg haben diese Dinge in eine andere Erinnerung mit hineingeschmolzen, in der sie eine *trügerische* nachträgliche Rechtfertigung erfuhren. Die Verknüpfung lief aber *in Wirklichkeit* anders herum. In Deutschland war man sich damals ehrlich bewußt, daß jene Propaganda unwahrhaftig war – wenn nicht auf Grund der unverbindlichen Ideologien und Redensarten, so doch der wirklichen praktischen Politik. Die einzig mögliche Antwort darauf schien, sich gekränkt auf dieses Bewußtsein zurückzuziehen als der, welcher gegen die ganze Welt recht hat – die Welt, die alles treibt und krönt, was genau das Gegenteil des Wahren und Rechten ist. Diese Einstellung hatte schon der sehr deutsche Sebastian Franck zu einer ganzen Weltanschauung ausgebaut. Man hatte in Deutschland das Bewußtsein, mit einem Wesentlichsten, Eigensten, das in der abgeschliffenen Vernunftsprache der Welt unausdrückbar blieb, unverstanden, notwendiger- aber ungerechterweise unverstanden zu bleiben; und das hatte weittragende Folgen. Am tiefsten hat damals Thomas Mann in seinen »Betrachtungen eines Unpolitischen« diesem Bewußtsein und seinem Inhalt Ausdruck gegeben.

Jberhaupt führte dann der aufgerissene Grundgegensatz zwischen
en Hauptvölkern Europas zu mannigfachen, weitgetriebenen Ver-
ıchen der Besinnung auf das eigene Wesen, die, bei den Siegervölkern
urch die erfolgte äußere Bestätigung abgebremst, in Deutschland be-
onders nach innerlich nicht ratifizierter Niederlage einen geradezu
ektischen Charakter annahm. Deutschland erwies sich wieder als
wig auf der Suche nach sich selbst begriffen, und das beunruhigte
eine Nachbarn. Sie nahmen gelegentlich die Frage auf, und hier möch-
en wir besonders das Buch »L'Allemand« von Jacques Rivière nennen,
as eine unheimliche Hellsichtigkeit des Hasses erreichte – auf
lumperer Ebene auch die Bücher von Maurras und Barrés. Zwischen
ivière und Thomas Mann mögen sich die Dinge etwa folgender-
naßen entwirren lassen.

Mit aller Behutsamkeit gegen die Falschheit aller Schematisierung,
esonders angesichts von reichen und verwickelten Lebenserscheinun-
en, mit allem Bewußtsein von unabsehbaren Unterabteilungen oft
egenläufiger Natur, kann man, was da und auch sonst über die
Vesensbeziehung Deutschland–Frankreich aufgestellt wurde, un-
efähr so zusammenfassen: Der Franzose denkt antithetisch, der Deut-
che dialektisch. Der Franzose denkt juristisch und moralistisch, der
Deutsche naturalistisch und religiös. Der Franzose wirft dem Deut-
chen vor, er sei charakterlos, für ihn hätten die Gegensätze keine Aus-
chließlichkeit, die Wertalternativen keine Unbedingtheit; alles fließe
neinander und verhindere so jede wahrhaftige Moralität. Der Deut-
che wirft dem Franzosen vor, er verhärte sich in den Gegensätzen, bis
ie angesichts der Vielfalt des Lebens nicht anders können als in ihr
Gegenteil umschlagen; und das, wenn man dem Umschlag nicht mit
ımfassendem Bewußtsein folge, sondern das Nichtpassende ignoriere,
ergebe dann Heuchelei. – Daraus wird von selbst klar, daß dieses Ver-
hältnis in allem, was Gestaltung bedeutet (und wie wenig der wesent-
ichen Dinge läßt sich da *nicht* einordnen), heißt, daß der Franzose
Bewußtsein und Willen auf die *Form* sammelt, die absolute Macht der
Vernunft; dies entspricht auch dem, was man apollinisch nennt. Der
Deutsche, mehr auf Seite des Dionysischen stehend, gewahrt *auch* die
umfassende Macht und Bedeutung des Gehaltes, der Natur. Damit ist
der deutsche Standpunkt mindestens der umfassendere, der philo-
sophischere, ja auch der religiösere. In Deutschland ist die große dialek-

tische Philosophie entstanden. Der französische Standpunkt besit die umrissene Eindeutigkeit, welche allem Konkreten und Gestal haften zugute kommt. Die unumwundene, unerweichliche Wir lichkeitshärte der Epik und z. B. auch der besten französischen Film gedeiht auf diesem Boden. Philosophisch ist für den Franzosen kenn zeichnend der aphoristische Moralismus. Es ist damit gleichzeitig g geben, daß der Deutsche den Franzosen verstehen kann und sei Seinshaftes umwerben muß. Was an dem französischen Unverstän nis dem Deutschen gegenüber Nichtkönnen und was Nichtwoll ist, ist nicht genau auseinanderzuhalten. Sicherlich schaudert ihn auc irgendwie davor, dieses Verständnis aufzubringen; er wünscht sic infolgedessen auf die Kenntnisnahme überhaupt nicht erst einzulassen

Die Deutschen machten sich nach dem ersten Weltkrieg als al gemein Mißbilligte weitgehend die so aufgezwungene Abseitsstellun zu eigen. Wenn es 1914 zwischen Galgenhumor und Hybris geheiße hatte: Hier werden noch Kriegserklärungen angenommen, so ga jetzt dasselbe für das innerlich-moralische Gebiet. Der Deutsche fühlt sich ungerecht, aber berufungslos verurteilt, unfähig zur Erzwingun einer Verständigung, die zum inneren Ohr der Richter dränge, wi Anatole Frances »Crainquebille«. Er sagte sich z. B.: Wenn ich gegen über englisch-französischen Kolonialzuständen undemokratisch bi so ist es offenbar etwas Gutes, mit Entschlossenheit nicht demokratisc zu sein. Wenn diese Mächte, welche unter großem Blutvergießen di halbe Welt erobert haben, die Friedlichen und wir die Machtgierige sind, so ist es offenbar gut, dieses natürliche Machtstreben zuzugeben und zu bejahen. Wenn es Vernunft und Tugend ist, von Recht, Fort schritt, Selbstlosigkeit und Humanität zu schwärmen und dabei min destens dasselbe zu tun wie alle anderen Raubtiere auf Erden, so is offenbar die Ehrlichkeit und Kraft des Naturtriebes bei weitem vor zuziehen. Aber was bedeutete diese Stellungnahme, ihrerseits absolu gesetzt? Denn wenn Vernunft, Sittlichkeit und Recht sich ihrer Ab solutheit überheben und lügnerisch das Gegenteil verkleiden, so liegt e nahe, nun die Natur absolut zu setzen. Wenn aber dies geschieht, so öff nen sich furchtbare Wege nach unten. Die Natur setzt sich an Stelle de Vernunft und des Sittlichguten, und damit wird jeder Greuel möglich Er blieb auch nicht aus, und die Menschheit erreichte so in Deutschland Ausschreitungen unter Hitler einen der tiefsten Punkt ihrer Bahn.

Was seither geschah, wissen wir. Die Rache war schnell und fürch-lich. Die deutsche Entgliederung setzt sich bis auf den Stand des ahrhunderts fort. Frankreich sehen wir heute in Schwierigkeiten, lche gleichfalls, wenn auch in minder dramatischer Weise, mit der ennzeichneten Einseitigkeit seiner Geistesartung zusammen-ngen. Und da auch Frankreich es nur leicht haben könnte, wenn es n Schicksal aufgegeben wäre, so werden diese Schwierigkeiten tgehen, bis die Einseitigkeit erkannt und geheilt ist. Dazu wird es er noch viel Leiden und auch noch manche Strafe auf sich nehmen ssen. Der Weg ist sehr weit von der jahrhundertelangen teils ver-nten, teils unverdienten Rolle einer verwöhnten europäischen madonna, welche an der Rampe ihre betörenden Arien über die ale hinschmettert und im Privatleben anderen Göttern huldigt – zu einem Volk und Staat, der es sich im Alltag ehrlich hart und er werden läßt mit seinen höheren Zielen.

Eine Heilung können Deutschland und Frankreich nicht ohne Ge-nseitigkeit vornehmen. Denn es gibt für sie nicht eine Geistes-rmel, die einfach auf der einen Seite des Gegensatzes stünde, auch cht eine *zwischen* beiden oder *über* beiden. Sondern es gibt nur die endige, des Eigenen wie des Fremden immer bewußtere Durch-ung und Durchgestaltung des Gegensatzes von beiden Seiten her. nicht jene Gegensätzlichkeit der Urtypus einer Spannungseinheit, ner gegenseitigen Angewiesenheit, die aus Gegensatz und Einheit bildet ist, aus Kampf und Zusammenfügung? Das Gemeinsame ist er auch *namhaft* zu machen. Es ist jener Grad von individualistischer, itischer und doch einheitswilliger Bewußtheit, der recht eigentlich e Rolle Europas in der Welt bedeutet.

ERDINAND LION · DER EUROPÄISCHE PLURALISMUS

Seltsam genug: Europa hat als Urzeit die Antike gehabt, Hellas und om, das die Übermacht hatte. Doch künstlich vom Scipionenkreis, urde Hellas aus seiner Niederlage emporgehoben; es entstand n einziges Kulturhochplateau, jenseits vom dunklen Gesetz der

Macht und Ohnmacht, also ein Paradies. Darin war Europa verwurzelt, doch auch nicht ganz ihm zugehörig; labile Freiheit im Verhältnis zu dieser Doppelvorzeit. Die Renaissancen in Europa sind zahllos. Je nachdem ein Teil von Europa hinsank, die Dekadenz auskostete, konnte er aus eigener Kraft oder mit Hilfe eines anderen Teils von Europa eine Auferstehung feiern; abwechselnd wurde die eine oder andere Schicht der Antike zur Beihilfe des neuen Lebens. Oft folgten zwei Renaissancen dicht nebeneinander: in Frankreich war Corneille ein guter Römer, Racine der gute Grieche, gelegentlich war Racine, wie in seiner »Berenice«, halb Grieche, halb Römer, so daß zwei Renaissancen zugleich vollzogen wurden.

Es gab Grade der Annäherungen; Goethe hat eine Gruppe seiner Gedichte »der antiken Form sich nähernd« genannt, die Approximation war in »Hermann und Dorothea« eine andere als in den Römischen Elegien, eine andere in der »Iphigenie« als im Helena-Akt des »Faust«. Oft gab es auch Distanzierungen bis zur Gegnerschaft, oft auch Freund- und Feindschaft vermischt. Im Wettlauf überwand das Tote oft das Lebendige. Im Versailles von Ludwig XIV. wurde die Kritik fortwährend von der Frage bedrängt: Ist diese Komödie von Molière besser als die von Terenz? Sind die Leistungen unserer Moralisten über oder unter denen von Plutarch? Oft schaute man von irgendeinem neuen Standpunkt auf die Antike herab. Oft wurden noch unbekannte ihrer Schätze aus dem Unterirdischen gehoben, wie der Torso des Herkules Farnese, von dem als neuem Gipfelpunkt aus das gesamte Erbe sich veränderte. Am veränderlichsten war das Verhältnis zu den antiken Göttern. Im Mittelalter wurden sie erniedrigt zu Dämonen; Heine hat in seinen »Götter im Exil« ihr Schicksal mitleidvoll dargestellt. In der Renaissance wurden sie spielerisch behandelt, thronend an den Zimmerdecken auf Wolkenkissen oder als zierliche Statuen zum Schmuck der Gärten. Wie verschieden war das Verhältnis von Schiller oder von Hölderlin zu den Göttern! Die Neuerung von Nietzsche war dann weniger, daß er das Wirken von Dionysos entdeckte als der Ernst, mit dem er den Gott behandelte. Gerade durch diese fortwährenden Wandlungen erhielt Europa eine äußerste Freiheit im Religiösen.

Zu dieser Vielfalt der europäischen Basen im weltlichen Sinn trat eine andere Doppelheit: die des Alten und die des Neuen Testaments,

s Doppelvermächtnis des Orients für die religiöse Erziehung von uropa. Durch das Alte Testament geriet man in Zeittiefen, die bis an ie Frühkulturen hinabreichten. Mochten im biblischen Text selbst das ltägyptische Reich, Babylon, Phönizien mit negativen Vorzeichen bermittelt werden, so erfuhr doch Europa unendlich viel Positives us allen diesen Gegenden und Zeiten. Ebenso war das Neue Testa- ent ein polyphonischer Behälter von Alexandrien bis Tyrus, is Ephesus, überall angeweht von Erinnerungen aus Hellas. s gab die Rezeption der beiden Testamente in ihrer Zeitabfolge, och auch Umschichtungen, wie im Protestantismus das Alte estament vordrang. Abwechselnd obsiegte eines der Evangelien, ne der Paulinischen Episteln. Welcher Überreichtum ergab sich! Venn die Europäer das Idyllische wieder zu erleben geneigt waren, genügte es, sich in das Paradies des Buches Genesis zurückzuver- tzen, oder aus einer anderen Zeitschicht das Buch Ruth sich anzu- gnen, oder die Schalmeien der Hirten auf dem Felde im Lukas- vangelium zu erlauschen, oder man versetzte sich in das Ithaka der dyssee, in das gespielte Glück des Theokrit oder der Vergilschen eorgika. So fand Europa für jedes nicht nur ein Vorbild, ein Muster, ne Idee, sondern Ideen im Plural.

Eine solche beispiellose Vielheit hätte verwirrend wirken können. Var Europa der Kopf der Welt, so war in seinen Gehirnwindungen ine Anhäufung von windschief zueinanderstehenden Gedächtnis- nien, nicht in geordneter Reihe, sondern in einem Gewühl, wie legel es in seiner »Phänomenologie des Geistes« dargestellt hat. Dem uropäischen Wesen wird man nicht gerecht, wenn man es auf einen inzigen Generalnenner beschränkt. Spengler nannte diesen das austische. Sicher ist die bis ins Unendliche vordringende, nie be- iedigte, immer schaffensgierige Dynamik ein Grundzug von Europa. ber wenn es nur ihn hätte, hätte es sich allzu rasch erschöpft, es rauchte kontrapunktlich dazu feste statische Ruhepunkte, die dann uch das Recht haben zu seinem Wesen zu gehören. Barrès sagte, es äbe für Europa vier entscheidende Punkte: das englische Parlament, en Vatikan, die Académie Francaise und den Preußischen General- ab. Wohl ließen sich bei diesen Vier auch dynamische Tendenzen rweisen. Doch das faustische Element ist nicht allein zu betrachten. ein Anteil ist unbestimmt. War der cartesianische Rationalismus, der

lange das europäische Gesicht geformt hat, ein Appell zum unabläss
gen Vorschreiten oder ein Stillstand, eine Erstarrung? Oder nehme
wir Rousseaus echt faustisches »J'etouffe dans l'univers« (»Ich erstick
im Universum«), der gleiche Rousseau verehrte als Paradigma de
guten Natur die fast stillstehenden, sich selbst bespiegelnden Seen. S
mag es überhaupt ein Signum des Europäischen sein, wohl bis ins Ex
treme zu schweifen, doch sich dann Grenzen zu setzen.

Das pluralistische Europa hat nicht zu wenige, eher zu viel Va
lenzen in die Vergangenheiten. So viele wie das Alte Ägypten od
China. Aber neben diesen vielen Fühlern nach rückwärts hat es ebens
viele ins Werdend-Ungeborene nach vorwärts. Die Balance zwi
schen beiden kennzeichnet das europäische Wesen. Das Zünglein a
der Waage (in politicis würde man sagen: zwischen dem Konserva
tiven und dem Revolutionären) bebte fortwährend. War die Italieni
sche Renaissance, wie oft angenommen wird, nur ein Gang rückwär
in die Antike? Bei fast blinder Verehrung für alles Vergangen
war auch hier das rein Schöpferische am Werk: auf der einen Seit
wandte sich Florenz nach Rom, auf der andern erhielt es Zufluß vo
den Flandrischen Städten und dem neuen Bürgertum.

Unter diesem Aspekt des Pluralismus sind alle großen europäische
Schöpfungen zu begreifen. Die katholische Kirche: Erbe des im
perialen Rom mit der gestuften Hierarchie als bestem Machtinstru
ment, mit Berechnung der Machtfaktoren, befähigend im Diesseits z
herrschen. Aber wozu diese Herrschaft? Zugunsten des Jenseits un
der wahren Heiligkeit. Oder im Wirtschaftlichen: der Kapitalismu
mit Loslösung von den Dingen durch ihre Umdeutung in die Ab
breviatur von Zeichen und, ähnlich wie das Prestige in der Politik, m
vielfachen Ausstrahlungen der Kredite, alles spielerisch mit Überwin
dung von Raum und Zeit, doch zugleich in Verehrung der Dauer di
Arbeit von Generationen aufhäufend. Vorsicht und Ängstlichkei
werden abgelöst durch das Risiko als Element dieser Wirtschaft, di
äußerst künstlich ist und doch naturhaft mit Hausse und Baisse wi
Flut und Ebbe der Gezeiten des Meers.

Der Pluralismus der europäischen Fühler nach allen Richtunge
hat sich als überaus fruchtbar für die Kunst erwiesen. Wohin tendiert
der große Roman von Cervantes? Er hatte den Quichotismus au
leidvollste selbst erlebt, war Ritter gewesen in der Schlacht von Le

nto, war auf hochromantische Weise der Gefangenschaft der Tür-
n entflohen und konnte wegen Schulden im Kerker zu Madrid sich
rückträumen in die Welt der Ritterromane, die nicht Lug und Trug
wesen, sie war einst echteste, ehrbarste Wirklichkeit: Schutz der
itwen und Waisen, Sicheinsetzen für die Gerechtigkeit, Flug der
alistischen Liebe, Wanderungen nach fernen Zielen. Dies alles,
ochte es auch zeitweilig untergegangen sein, blieb im Bannkreis des
öglichen. Cervantes war ein solcher letzter Ritter. Doch zugleich
ach eine andere ebenso wirkliche Welt ein, die der Bauern, dar-
stellt in Sancho Pansa, und die der neuen Klasse der Bürger, der sich
ervantes, wenn er sie auch überschweigt, unterwerfen mußte.
ätte man dann die Ritterwelt ganz vergessen, so wäre Europa ein-
utig geworden. Doch echt europäisch ist, daß die Klassen nicht
rch unübersteigbare Mauern wie die Kasten des alten Indiens, son-
rn nur durch feine Membrane abgetrennt werden, so daß eine fort-
ährende Diosmose stattfindet. Daher können Quichote und Pansa
n Paar bilden. Europäisch war nicht der pure Idealismus noch der
re Realismus, sondern die Verbindung der beiden. Der europäische
eist und der europäische Körper können sich nicht entbehren, sie
nützen sich gegenseitig. Nicht genug der Blickpunkte: Cervantes
eut in seinen Roman Novellen ein, die nicht ganz der allzu poeti-
hen Welt des Quichote entsprechen, doch, gleichsam an ihrem Rand
h abspielend, beweisen, daß sich Quichote trotz seiner scheinbaren
ißerfolge im Grunde nicht irrt. Nach Vollendung des Werks hat
ervantes selbst einen Ritterroman, den »Pertiles«, geschaffen, der
nsere Romantiker durch seinen Überschwang ebensosehr entzückte
ie die Ironie des Quichote. So sagt Cervantes zugleich ja und nein
Sachen der beiden Welten.

Ebenso doppelt und vielfach sind die anderen europäischen Gestal-
n. Welcher Europäer möchte nicht Don Juan sein? Dabei war dieser
rch das Übermaß seiner Begierden mehr leidend als seine Opfer.
wurde geehrt und geliebt. Doch zum Schluß wird er der Hölle
ergeben. Also nachdem er die Gegenwart, vielleicht die Zukunft
voraus souverän beherrscht, gleitet er hinab in die Glaubens-
häre des Mittelalters. Die Figur ist also zweideutig, vieldeutig. Doch
es echt europäisch, die Gestalt, die man bewundert, von irgendeinem
chimedischen Punkt aus, als ob sie einem fremd wäre, aufs strengste

zu verurteilen – genau wie Faust, der Zauberer und Alchimist, also Vorläufer aller zukünftigen europäischen Chemiker und Physiker und Träger des Willens zur Macht, der die ganze Welt beherrschen möchte, zum Schluß in der ursprünglichen Sage wie Don Juan zur Hölle verdammt wird. Dieser Faust, beladen mit Wissen aller Vergangenheiten, die für ihn nur »Urväterhausrat« sind, eilt, fliegt in alles Zukünftige.

Wie sieht ein europäischer Pessimist aus? Er kennt alle Leiden der Welt, wägt sie gegen die Freuden ab; die eine Waagschale ist so viel schwerer, daß er zum Leben das entschiedenste Nein sagt. Doch um dieses Nein durchzusetzen, dessen Schicksal ganz mit dem seiner eigenen Person verknüpft bleibt, kämpft er eifrigst, unablässig, besessen vom Willen zum Erfolg. So stand Schopenhauer, der schließlich siegreiche, de facto unendlich positiv zum Leben, ganz entfremdet jenem Nichts, dem er zuzustreben glaubte, während Nietzsche, der europäische Optimist, so sehr Experte des Leidens und Mitleidens war, daß beide als Unterton in seinem Jubel mitschwingen. Er trumpfte auf mit einer Lebenskraft, die er gar nicht besaß, er, der Gebrechliche, nennt sich einen Philosophen aus Glas. Nie ist für einen Europäer ein innerer Gegensatz, der zur Selbstaufhebung führt, allzu groß. Die Lieblingsformel von Gottfried Benn hieß »der produktive Nihilismus«, also ein Nein zum Leben bis zu dessen totaler Zerstörung, doch dieses tiefunterste Nichts wird als Plattform gebraucht, als ein Flugfeld, von dem aus man sich zum größten Schaffen erheben kann. Gerade diese Peripetie mag auf Europäer, die an ihrer Zukunft zweifeln, als Trost wirken. Europa vermöchte aus der größten Gefahr ein Stimulans zu machen und könnte durch irgendeine mögliche Schöpferkraft sich selbst und alle überraschen. Nemo contra Europa nisi Europa ipse. Ob Europa komisch oder tragisch ist, können wir heute noch nicht beurteilen. Durch die Leichtigkeit seiner vielen Fühler, durch die allgemeine Levitation gehört es in den Bereich des Komischen, so daß Dante mit seiner Göttlichen, Balzac mit seiner Menschlichen Komödie wohl richtig das europäische Wesen gedeutet haben. Jedenfalls hat Europa die Gabe gehabt, sich objektiv zu betrachten, mit der Erkenntnis seiner Eigenschaften und Fehler. In Werken wie in Keyserlings »Reisetagebuch eines Philosophen«, in Spenglers »Untergang des Abendlandes«, in Alfred Webers »Abschied von der gestrigen Ge-

ichte« wurde die Bilanz der europäischen Werktätigkeit gezogen. elleicht müßte man diese allzu kühle Betrachtungsweise als eine inderung der europäischen Vitalität beklagen. Ist sie nicht ein Zeien des hohen Alters, und ist es über dem Abendland wirklich Abend worden? Bei George heißt es: »Es war worden spät«.

Die geistigen Gipfelpunkte von Europa ergaben sich, wenn der uralismus auf kurze Zeit aufhörte und die verschiedenen Valenzen h vereinigten. Dazu war die italienische Landschaft ausersehen: ier war die römische und in Großgriechenland die griechische Ante geboren, hier war auch die Geburt des Christentums. Lang stritten e diese Fühler untereinander, Italien blieb zurück hinter der transpinen Kultur, es war nahe an der Selbstzerstörung; nirgends waren e Wehen und Leiden des Werdens so groß. Doch zugleich war ein ersöhnungswille gerade in dieser allumfassenden Landschaft am Verk. Bei Dante kündigt sich die Botschaft von der Vereinigung hon an. In der Sixtinischen Kapelle haben die Sybillen neben den opheten das gleiche Daseinsrecht, oder der Adam, der von Jehova n Lebensfunken erhält, ist von apollinischer Schönheit; der richnde Christus ist zugleich ein zürnender Apoll. So sind alle innerropäischen Divergenzen, die von Hellas und Rom und die zwischen m Alten und dem Neuen Testament, aufgehoben. – Der zweite öhepunkt gehört Deutschland an, das den kühnsten Versuch unterhm, die naive und sentimentale Dichtung, die Antike und das ittelalter, zu vereinigen. Da wurde die Hochzeit zwischen Faust und elena gefeiert, doch nicht als dauernder Bund. Das Eigentümliche er europäischen Klassik ist, daß sie nicht dauern kann, nicht dauern arf. Vielleicht war gerade in Deutschland die Begegnung aller Triebe nd Schößlinge am besten möglich auf dem Hintergrund der polischen Ohnmacht.

Die Politik von Europa entspricht seinem Pluralismus. Das Imerium: Europa umwarb es als Idee; der Cäsar war eine ersehnte raumgestalt, die sich nie verwirklichte oder nur in der Kolonialelt durchgeführt wurde, begleitet daheim von der Demokratie oder on einem konstitutionellen Königtum (echt europäische Doppelform er Repräsentation der Macht, vollführt durch einen zur Ohnmacht erurteilten Herrscher wie dem venezianischen Dogen). Wehe daegen, wenn der Cäsar ganz zutage getreten wäre! Es war das

europäische Glück, daß der Papst als der geistige Cäsar, der Kaiser als der körperliche sich bekämpften. Hätte der eine ganz gesiegt, so war das europäische Wesen verloren. – Viel europäischer als das Imperium war Hegemonie, bei der ein Staat durch eine bis ans äußerste geführte neue Eigenschaft andere Europäer anzog, sie mitriß, ohne über sie die unbedingte Macht erreichen zu wollen. Dieses System drängte fortwährend zu neuen Schöpfungen. Es kam in Europa vor, daß einer der Staaten vier-, fünfmal hegemonial wirkte. Was geschah in den kürzeren und längeren Pausen? Da versank dieser Staat ins Unwesentliche, konnte aber durch die Kenntnis des Leidens führend werden. – Echt europäisch war auch die Politik des Gleichgewichts, bei der das harte Gesetz der Macht scheinbar aufgehoben wurde. Heute wird für Europa ein allgemeiner Bund angestrebt, sehr verschieden von den Bündnissen, für die im 18. Jahrhundert die spielerische Kunst der raschen renversements des alliances gehandhabt wurde. Jetzt dagegen soll der Bund Dauer haben, tief gegründete, in den unterirdischen Bergwerken (Novalis als der große Bergwerksmann wäre von diesen Anfängen des Bundes entzückt). Mag der Bund notwendig sein, um Europa physisch zu retten, so muß man sich Rechenschaft geben, daß die Vereinheitlichung das europäische Wesen gefährdet. Das Problem wird sein, trotz aller Einheitsbestrebungen den Pluralismus zu bewahren.

Wie wird Gesamteuropa die griechische, die römische Antike umformen? Welche der Antiken wird es vorziehen? Wie wird es zum Alten und Neuen Testament stehen? Neben all diesen Fühlern in die Vergangenheiten wird es in einer neuen Teleologie sich neue Ziele setzen. Vielleicht wird es die Polyphonie der Welt als eine Ausweitung des europäischen Konzerts begrüßen. Welches Instrument wird es darin spielen, die Flöte des 18. oder die Viola d'amour des 17. Jahrhunderts, oder wird es die Elektrowellen mit Kunst behandeln? Wie wird der europäische Bund zu der europäischen Ironie stehen? Wie zum Bewußtsein, das ihm, durch die Vergleichsmöglichkeit mit der Antike und mit den Testamenten und mit den eigenen innereuropäischen Vergangenheiten gestärkt, verschärft wurde? Vielleicht wird es im homogenen Bund abnehmen, und es wird eher das Sein als das Bewußtsein gepflegt werden. Wie wird der Bund zu der Ordnung Roms stehen oder zum Hohen Lied oder zu Vergil als Vater des

bendlands? Wie zu den Platonischen Ideen, zu den Leibnizschen
onaden und zu dem Naturgefühl von Rousseau? Europa als Ganzes
ird eine neue Landschaft sein und vielleicht die früheren Landschaf-
n nur noch im Flug berühren, vielleicht aber auch wird es mehr als
in sie untertauchen und nochmals Schätze im Plural emporheben,
igleich aber nach allen Richtungen in die Zukunft zerstäuben. Ge-
nüber diesen hohen geistigen Fragen tritt die über Macht und Ohn-
acht zurück.

HILDE DOMIN

ABSCHIED AUS ANDALUSIEN

Für Bernabé und Quinín Fernández Canivell

DER Ginster stand voll silberner Schoten,
der Lavendel war abgeblüht,
und die Bauern ritten auf kleinen Eseln
hinauf, in ihre weißen Dörfer.
Mit schweren Eutern wurden die Ziegen
in die Gehöfte geführt.

Da stand ein Stein,
ein grauer Stein,
auf einem Hügel im Feld.
»Lieber Stein«, sagte ich,
»Nimm mich an,
als seist du ein kleiner niederer Stuhl
vor einem Herdfeuer
an dem ein Topf Milch steht.
Bei dir will ich bleiben.

Ich will auspacken,
und wie ein Kind
seine Taschen umdreht
und seine Murmeln
und einen zerdrückten Maikäfer
auf dem Boden ausbreitet,
will ich das Meine um dich legen.«

Und alle meine Gegenstände,
so viele unnütze Gegenstände,
lagen auf dem Feld
um den Stein
und warfen lange Schatten
in der Abendsonne.

Weiter unten am Weg
glühten drei rote Mohnblumen
bei einem Ölbaum.

Ich legte meinen Kopf
auf die Schreibmaschine
und sah in den Himmel,

und die eiligen Schwalben
wie Weberschiffchen
woben mir ein Dach,
ein durchsichtiges Dach
aus Bahnen von hellblauem Nichts
über meinem Kopf.

Aber wie die Nacht kam
mit ihrem Krötenorchester
– der Feigenbaum im Tal
war längst in grünen Halmen ertrunken –
gab mir der Stein
eine kleine gelbe Margarite
als Hausschlüssel.

Damit schloß ich den Hügel auf,
den nächsten
der vielen spitzen Hügel am Meer,
und ging hinein
und hatte eine Wohnung
bei den Wurzeln
der Blumen.

Er nimmt das Steuer in die linke Hand und reißt mit der rechten die Zwiebackpackung auf. Zwischen seinen Zähnen splittert das Gebäck, wird schwammig im Speichel und süß und sättigt ihn. Auf seinem Schoß liegt ein Beutel mit Rosinen, aus dem er sich nun zwei Hände voll schöpft und in den Mund schüttet. Dann trinkt er lauen Tee aus einer filzüberzogenen Flasche; von den Lippen rinnt ihm ein Faden Flüssigkeit braun aufs Hemd.

Im Glas der Sonnenbrille erscheint der Himmel sehr dunkel: ein Himmel, der wie eine dünne, glänzende Haut gespannt ist – eine Membrane, die von den Schwingungen der Ewigkeit vibriert. Die motorlose Maschine steigt. Der Fahrtwind ist das schwellende Sausen, mit dem die Zeit verstreicht. In den Tragflächen knistert es. Der Pilot ist an das Selbstgespräch des Holzes gewöhnt, kann es deuten – wie die Botschaften, die das Herz trommelt, wenn es warnen will.
Unter dem Glassturz der Kabinenhaube eingeschlossen, gefangen in der glänzenden Freiheit der Luft. Aufschwebende Stimmen. Er lauscht ihnen, während sein Blick das Variometer prüft und dann auf den gläsernen Wendezeiger überspringt. Stimmen, wie sie aus Dickichten wehen: dünn und vogelleicht, von Gezweig zerfasert. Und er steuert einen Kreis unter dem Kumulusdach, das gleich einer Plane über ihm ausgespannt ist, und findet keine Antworten auf das Glück.

Über die Minuten des Mittags dreht sich der Zeiger auf dem schwarzen Zifferblatt seiner Uhr. Tausend Meter unter dem Sperrholzsitz nistet der Sommer im Getreide, zwischen den Mauern abgelegener Gehöfte, an die das Laub brandet. Ein Lastwagen staubt über die gewundene Chaussee. Er verfolgt ihn mit Augen, die Knaben haben, wenn sie durch Spielzeugläden streifen. Und er sieht ihn unter der strahlenden Fläche des Flügels verschwinden und wird ihn nie mehr sehen.

In seiner Einbildung sammelt sich leuchtend die Welt. Straßen mit leichten Stühlen vor den Cafés und gebräunten Frauen, Dächerwogen, gleitend unter Drahtnetzen und Rauchschichten, Grasufer an unhörbaren Strömen und die Höhlen der Wälder – eine Welt ohne Klagen und Verluste, deren Licht Figuren des Einverständnisses entwirft und lange Schatten über Asphalt und Kräuter zeichnet; eine Welt, aus Luft und Blät-

tern gemacht und abermals aus Stein und Lack und entrücktem Lachen.

Dieses Leuchten über der Erde, von der sich die Heiterkeit der Jahrhunderte nährt! Dudelsack des Spielmanns, Okarina des Hirten, eine Querflöte, zur Nacht gespielt vor weit geöffnetem Fenster ... Liebe unter Zelten, in Zimmern kleiner Hotels mit zerbrochenen Jalousien; hart wird das Tamburin des Monds geschlagen, wo das Fleisch seine Sprachen stammelt. Erscheinungen hinter Erscheinendem, Bilder hinter Bildern, die großen Spiegel, durch die wir treten! Es zieht sich alles zusammen in diesem fliegenden Punkt, der nicht größer ist als die Kappe eines Zündholzes, wenn die Bauern den Nacken biegen und in die Lüfte spähen.

Die Geschwindigkeit nimmt zu, sprunghaft, rauschend, während die Nadel des Höhenmessers zurückschlägt. Das schwarze Kompaßband dreht nach Nordost. Von der Spitze der Thermiksäule steuert der Pilot eine Schafweide an, die sich hinter Gutshof und Brennerei emporschrägt. Hier vor dem Hang hebt ihn die Aufwärtsströmung von neuem, zwei Meter in der Sekunde, und er holt Höhe auf und wagt den Sprung über das kühle Stromgebiet, dessen Geäder aus den Schilfzungen schimmert und mit Booten und einsamen Badenden unter ihm hinwegschnellt.

Feucht fließt der scharfe Dunst durch die Schiebeklappe. Der Mann nimmt die Karte vom Sitz und schlägt sie über den Knien auf: dort, wo der Strom um eine zerfranste Stadt biegt, wird er Kurs nach Norden nehmen. Er kann den alten Namen der Stadt nicht behalten, deren Türme sich schon aus dem Horizont heben, sanftmütig und dunkel, als schwömmen sie auf der Kimm entfernter Zeit. In welchen Städten hat er gelebt? Er erinnert sich ihrer wie jemand, dem Bruchstücke eines Gedichtes einfallen, Verse aus einem Zusammenhang, der ihm nicht mehr deutlich ist. Er hat vielleicht in fünfzig Städten gelebt, in den meisten nur wenige Tage, sie verblassen wieder – eine einzige bleibt. Aus ihr fuhr ihn gestern ein Zug, abends, vor den Schranken Männer und Mädchen, an Räder gelehnt, mit müdem Gelächter und Staub in den Haaren. Ja, auch diese Stadt hat er verlassen. Kein Ort ist unser.

Fischleibig treibt das Gewölk westwärts. Das Leuchten des Himmels wird satter; es scheint in längeren Wellen durch den Raum zu fluten. Flüssig schwappt die Farbe der Kornschläge. Aus verstreuten Teichen schwenkt die Sonne Blitze, die hiebschnell ins Blaue zucken oder einen Augenblick lang aufblenden mit der Schärfe schmelzenden Erzes. Das Waldquadrat ist durch eine Schneise zerstückt. Zart und gegittert er-

heben sich von ihrem Boden die Stahlmasten einer Überlandleitung.

Als er aus der Steilkurve hinaus ist, hat er die Sonne wieder im Rücken und fliegt die nächste Wolke an, die glatt aus der Kondensationsschicht wächst. Der Grobhöhenmesser zeigt zwölfhundert Meter über Grund, der Kompaß spielt seine Nordmarke langsam zum Nullstrich. Der Pilot manövriert mit dem Querruder, bedächtig, liest meteorologische Formeln von der Streckenwettertabelle ab. Sein Rücken schmerzt.

Über der Erde: ikarischer Zauber, der durch sein Gehirn vergessene Fabeln raunt, der ihm vergessene Träume ins Blut träumt, den Vogelwind verschollener Tage zuweht. In einer Wolke von Fittichen aufgelöst, mit dem sausenden Klatschen der Schwingen steigend – wohin? Tauben und Adler, Raben und Reiher – wohin? *Über der Erde:* es ist das Geheimnis, welches den Vogel Greif trug und die Jagdmaschinen des letzten Krieges, Montgolfieren und Raketen – ein Geheimnis der Luft und der Gestirne, der Sehnsucht, des Todes; schwebend löst es sich aus der Zeit...

Größere Waldungen treten zusammen, je weiter er nach Norden segelt. Zu Dörfern, Marktflecken verknoten sich die Straßenbänder zwischen den Blößen. Um eine Kuppe, die sich glatt wie eine Brust wölbt, kurven grüne Furchen, und der Späher ahnt die Pflückerinnen im Grün. Ein Schauer befällt die Tragflächen: das ist das Zeichen der aufsteigenden Wärme; von ihr wird er sich tragen lassen, höher als je zuvor.

In engen Schleifen segelt das Flugzeug unter der Bewölkung. Und auf seiner gelackten Haut gleißt die Sonne und funkelt auf dem Kabinendach, wenn die Schwaden zergehen. Leicht bewegt sich die Flosse des Seitenruders im Klaren. Keine Explosionen, keine Düsen pressen die zerbrechliche Maschine vorwärts. Der Mann ist allein auf seinem Sitz und allein in der Herrlichkeit des Elements. Das unterscheidet ihn von den Kapitänen, die Wände von Armaturen überwachen und rechnend über die Kontinente hetzen. Er ist kein Schwärmer. Er bleibt Pionier.

Nun wendet er und lugt aus, und plötzlich ist die Höhe frei über ihm. Leer dehnt sich der Luftkreis. Verweht sein Bewußtsein, die Phantasie ausgeglüht. Nur noch das Glück und die Tapferkeit und der Glaube an die Heimkunft. Die Erde duftet: geröstetes Getreide, Gewürz der Wälder. Auch seine Freiheit wird wieder Erde werden.

BENNO MEYER-WEHLACK
KREIDESTRICHE INS UNGEWISSE

JUNGE: Vati, ich spiele Güterbahnhof.
VATER: Ja, das ist schön.
JUNGE: Der Sessel, wo du sitzt, ist das Stellwerk.
VATER: Ja, gut – laß mich mal jetzt einen Augenblick.
JUNGE: Und das sind die Schienen. Auf die Schienen darfst du nicht drauftreten, sonst verwischen sie.
VATER: Ja doch. – Was sind die Schienen? – Bist du verrückt geworden? Mit der Kreide auf das Gebohnerte und den Teppich! Bei dir ist wohl eine Schraube locker. Schließ die Tür ab. Los! Dalli! Und dann wisch das auf. Wenn das Frau Gerredsen sieht, fliegen wir raus. – Nun mach schon! Willst du vielleicht heute nacht auf der Straße schlafen?
JUNGE: Mir egal – wenn man hier nicht mal...
VATER: Mir aber nicht. Und darauf kommt es an.
JUNGE: Nur weil du keine Frau hast, müssen wir uns alles gefallen lassen.
VATER: Meinst du, Mutti hättest du den Boden so vollschmieren dürfen?
JUNGE: Mit Mutti wären wir schon fertig geworden.
VATER: Sei ruhig jetzt. Wisch das Zeug weg. Alles. Und ordentlich.
JUNGE: Es geht nicht runter vom Teppich.
VATER: Junge! Soll ich dir vormachen, wie's runtergeht? Dann raucht's aber!
JUNGE: Es soll ja gar nicht runtergehen.
VATER: Du! Ich...
JUNGE: Ruhig, Vati! Licht aus!
VATER: Warum?
WIRTIN *(auf dem Flur)*: Tür auf! Das Essen! Herr Franz! Essen! – Meine Güte, eh die so hören! – He! Hallo! Soll ich denn hier draußen verfrieren mit dem Essen?... Das ist eine Art! – Nanu. Also so was. Da hört doch alles auf! – Frieda! Frieda! Nummer sechs. Guck dir das an. Keiner da, Tür zu und Licht brennt. Siehst du? Was sagst du dazu? Nummer sechs.
VATER *(flüsternd, wie der ganze folgende Dialog)*: Da haben wir den Salat!

JUNGE: Laß doch die Alte!

VATER: Von wegen! Du wirst nachher hingehen und dich entschuldigen. Sagst, du hättest das Licht brennen lassen beim Weggehen.

JUNGE: Ich hab's ja gar nicht brennen lassen.

VATER: Du gehst hin und entschuldigst dich!

JUNGE: Ja, meinetwegen!

VATER: Nun fang du nicht an, die gekränkte Leberwurst zu spielen.

JUNGE: Tue ich ja gar nicht.

VATER: Doch, ja. Und das paßt mir nicht. Sonst gehst du sofort hin und marschierst dann auf der Stelle ins Bett. Ohne Federlesens. Verstanden? – Ich spreche mit dir, willst du vielleicht antworten?

JUNGE: Ja.

VATER: Hast du verstanden?

JUNGE: Was denn?

VATER: Du hast schuld, du Dämlack, und dann bist du obendrein noch beleidigt. Und darüber muß man dann noch wütend werden. Alles wegen deinem dreckigen Güterbahnhof... Das ganze Zimmer vollschmieren. Du bist so dämlich wie ein Bahnhofsvorsteher. Nicht für einen Sechser Phantasie. Als wir jung waren...

JUNGE: Was ist Phantasie?

VATER: Was das ist? – Auf dem Bett liegen, zur Decke gucken und einen ganzen großen Güterbahnhof haben. Und riechen. Zwanzig – dreißig Schienenpaare. Wie willst du das aufzeichnen? Die kriegst du gar nicht ins Zimmer rein. Und die Lokomotiven. Und der Ruß. Und das heiße Wasser von den Maschinen. Und die dreckigen Rangierer.

JUNGE: Zwanzig – dreißig Schienenpaare, Vati?

VATER: Was denn sonst? Mindestens! Zwei – drei Stellwerkshäuser brauchen sie, um die Weichen zu stellen. Die Stellwerkshäuser stehen über die Schienen weg, auf Storchenbeinen, damit die Lokomotiven und Züge unter ihnen durchfahren können.

JUNGE: Ich wollte ja aber eigentlich einen ganz kleinen Bahnhof haben, Vati, wo ich alles selber machen kann.

VATER: Das ist jetzt zu spät. Du bist jetzt auf einem riesengroßen. Das ist auch prima. Mach mal das Licht aus. – *(Knipsen)* – Ja. Und dann komm her. – Es ist Nacht. Von den Masten neben den Schienen baumeln Lampen. Wo ihr Licht auf die Schienen fällt, glänzen die

Schienen ganz toll. Drüben steht eine alte Rangierlok, pinkelt mit heißem Wasser die Schottersteine unter sich sauber, und aus ihrem Schornstein wächst Rauch. Neben den Weichen stehen Lampen mit Klosettfensterglas, undurchsichtig ...Überall sind Lampen in die Luft gestiegen, zehn – fünfzehn Meter hoch, und leuchten, grün und rot. Manchmal erlischt eine. Manchmal dreht sich eine der weißen undurchsichtigen Lampen und knackt dazu und stößt gegen Eisen und Blech. Hinter der Rangierlok steht eine Kolonne Personenwagen, leer und dunkel. Ja?

JUNGE: Ja. Aber ich wollte doch einen Bahnhof haben, wo ich Barrieren herunterlassen muß und die Weichen selber stellen kann.

VATER: Mensch, ich sage dir doch, wir sind jetzt auf einem riesengroßen. Dreißig Schienenpaare. Kapier das doch endlich. Man kann doch nicht immerzu alles ummodeln. Das kannst du doch in Wirklichkeit auch nicht. Und wenn dir das nicht paßt, hau ab. Du mußt ein bißchen kameradschaftlich sein und mitmachen, sonst geht das nicht.

JUNGE: Ja, ich will ja. – Aber wir können nachher mal vielleicht mit einem Güterzug zu einem kleinen Bahnhof fahren, nicht?

VATER: Gut, das können wir machen. Aber wie? Als was willst du fahren? Was bist du überhaupt? Was arbeitest du?

JUNGE: Wieso, Vati?

VATER: Was heißt hier »Vati«? Ich bin hier Kontrolleur und habe eine Mütze mit einem roten Streifen auf. Und kontrolliere gerade, ob Personen auf dem Bahngelände sind, die hier nichts zu suchen haben. Nun frage ich dich: Was machen Sie denn hier?

JUNGE: Aber ich wollte doch der Direktor sein, Vati!

VATER: Der Direktor? Der hat nichts auf dem Bahnhof zu suchen. Der sitzt in der Stadt hinter einem Schreibtisch. Außerdem bist du viel zu jung für einen Direktor. Du bist doch so ein junger siebzehnjähriger Flegel mit der Schirmmütze im Genick. – Was machen Sie denn hier?

JUNGE: Ich stelle die Weiche.

VATER: Ach? Das ist ja interessant. Weichen werden doch vom Stellwerk aus gestellt. Machen Sie sie bloß nicht kaputt. – Wie alt sind Sie denn, junger Mann?

JUNGE: Siebzehn.

VATER: Siebzehn. Da lernen Sie wohl gerade hier?

JUNGE: Ja.

VATER: Gut, Walter. – Ja, dann... Was haben Sie denn in der Hand? Eine Ölkanne?

JUNGE: Ja.

VATER: Also wollen Sie die Weiche ölen? Das ist aber etwas ganz anderes als stellen. – Sie können eine Weiche natürlich auch immer noch mit der Hand stellen, an Ort und Stelle. Aber an und für sich ist das verboten. Aber weil ich jetzt gerade dabei bin – fassen Sie mal an die Schiene an und drücken Sie sie rüber. Wenn sie gut geölt ist, muß es gehen? – Geht's?

JUNGE: Was soll ich denn machen?

VATER: Drücken. – Geht's?

JUNGE: Ich weiß nicht.

VATER: Ich weiß nicht! Was ist denn das für eine Dienstauffassung? Schlappschwänzige Art! Los, komm. Wollen wir mal zusammen versuchen. – Jawohl, jetzt geht's. Gut, Junge. Jetzt zurück. Au, verdammt, das ist aber verflucht schwer. Was lachst du denn? Lachst du über mich? Das ist so mit den Weichen, glaub's mir. – Menschenskind! Die Lokomotive fährt ja los! Die Lokomotive, von der ich dir vorhin gesagt habe. Die steht auf diesem Gleis? Das wußte ich ja gar nicht. Das ist ja unerhört.

JUNGE: Fährt sie auf uns zu?

VATER: Direkt.

JUNGE: Wir haben doch eine Lampe bei uns, wie sie die Rangierer immer haben, nicht, Vati? Zum Winken?

VATER: Ja.

JUNGE: Dann schwenk sie hin und her. Das wird so gemacht.

VATER: Lampe kaputt. Zu Boden gefallen. Zerklirrt. Eben, jetzt! Meine Hände zittern so.

JUNGE: Mensch, Vati, weißt du...

VATER: Der Zug wird immer schneller und kommt immer näher. – Was machen wir? Wenn der Zug falsch fährt, verlieren wir unsere Posten. – Dann kriegen wir kein Geld mehr, dann müssen wir hier ausziehen und im Rinnstein schlafen.

JUNGE: Versuch es doch noch mal mit der Weiche.

VATER: Und du? Schlafmütze! Der Zug kommt immer näher. Wir müssen was tun.

JUNGE: Ich drücke auch gegen die Weiche. Das mußt du aber auch merken. Ich glaube, es geht.

VATER: Es geht nicht. Du täuschst dich. Du machst dir das zu einfach. So einfach ist das nicht ...Alles viel verzweifelter. *(Ruft halblaut)* Stellwerk! Stellwerk! Die Weiche! – Dieser verdammte Wind. Vielleicht hören sie uns. Du mußt auch schreien.

JUNGE: Ach, weißt du...

VATER: Na, wieso? Weißt du was Besseres? Sag's, oder sonst schrei.

JUNGE *(lustlos)*: Stellwerk! Stellwerk!

VATER: Lauter! Der Zug kommt! Hörst du das denn überhaupt nicht?

JUNGE *(ganz laut)*: Stellwerk! Stellwerk! Die Weiche! – *(Halblaut)* Aua, Vati! Das ist...

VATER *(laut flüsternd)*: Du bist ein richtiger Idiot und Spielverderber, weißt du das?

JUNGE: Wieso?

VATER: Geh, mach deinen Kram allein. Mir ist's egal.

JUNGE: Nein, Vati, komm...

VATER: Ich hab keine Lust mehr.

JUNGE: Und der Zug? Vati! ...Du! In Wirklichkeit könntest du ja jetzt auch nicht aufhören. Hast du selber gesagt, Vati! Herr Kontrolleur! – Oh, ich weiß was! Hör doch mal! Hier liegt eine Brechstange. Damit kann man großartig was machen. Die nehmen wir, klar? Mit der kriegen wir die Schiene rübergestemmt. Aber schnell! Der Zug! Nimm sie! Du bist stärker, du mußt mit anfassen.

VATER: Sei mal ruhig, Walter.

JUNGE: Meinst du den Zug? Schaffen wir noch. Ist noch Zeit. Vati, unsere Posten!

VATER: Ruhig mal. – Ich glaube...ja, die Gerredsen. – Ist der Teppich sauber?

JUNGE: Nein, Vati.

WIRTIN: Schlafen Sie schon, Herr Franz? – Herr Franz! Sind Sie zu Hause? *(Klopft)* Schlafen wohl schon. – Schlafen Sie schon? *(Klopft)* Müssen doch aufgewacht sein. – Ich frage wegen des Essens! Frieda! Für sechs kein Essen mehr. Scheinen nicht da zu sein. Oder sie wollen nicht aufmachen. Denn vorhin brannte da nämlich Licht, weißt du? – Frieda! Aber das Essen kommt auf die Rechnung, hast du gehört? – Nee, scheinen nicht da zu sein.

JUNGE *(flüsternd)*: So eine Hexe!
VATER: Die Rechnung ist noch nicht ganz bezahlt.
JUNGE: Welche?
VATER: Die vorletzte, Walter.
JUNGE: Ach so ... von welchem Monat ist denn die?
VATER: Weiß ich im Augenblick gar nicht ganz genau.
JUNGE: Deshalb braucht sie aber trotzdem nicht so zu sein.
VATER: Doch – das ist schon zu verstehen.
JUNGE: Ja? Das ist aber schlimm.
VATER: Ja.

(Kurze Pause)

JUNGE: Meine Schuhe gehen vorn kaputt. Fühl mal. Den rechten.
VATER: Ich weiß.
JUNGE: Fühl doch mal richtig.
VATER: Ich weiß ja. Schon eine ganze Weile.
JUNGE: Weißt du?
VATER: Ja.
JUNGE: Das ist aber nicht schlimm, nicht?
VATER: Doch. Auch.
JUNGE: Nein, das ist nicht schlimm. Bestimmt nicht. Das weiß ich doch.
VATER: Wenn die Schuhe nicht bald gemacht werden, können sie überhaupt nicht mehr repariert werden, deshalb.
JUNGE: Dann kaufst du eben gleich ein Paar neue. Du wirst dann schon wieder Geld haben. Du hast ja immer wieder Geld. – Jetzt habe ich Hunger.
VATER: Ja. Wollen wir nicht vorher noch schnell versuchen, die Weiche herumzukriegen?
JUNGE: Gut, ja. Womit denn? Mit dem Stemmeisen? Mach doch, mach.
VATER: Die Lok tost heran. Gut, Junge, gut. – Wagen um Wagen donnert an uns vorbei. – Alles heil bei dir, Junge?
JUNGE: Ja. Nur den Ellbogen ein bißchen aufgeschlagen.
VATER: Der letzte Wagen ist vorbei. Es ist wieder still. Wir sitzen auf den Schottersteinen neben den Schienen. Ich knöpfe mir den Kragen auf. Du ziehst dir die Jacke aus. Ich sage zu dir: Junge, verkühl dich

nicht. Es wird empfindlich kalt nachts. Du merkst das nur nicht, weil du geschwitzt bist.

JUNGE: Ach, lassen Sie man, Herr Kontrolleur. Ich bin noch jung und abgehärtet. – Stimmts?

VATER: Prima. – Holst uns mal einen Pott Wasser, Junge? Ich habe einen unheimlichen Durst …Plötzlich – wart noch einen Moment, Walter – geht ein Fenster vom Stellwerkhaus auf, schreit einer runter: »Sitzt da wer an der Weiche?« Ich denke…

JUNGE: Verduften.

VATER: Jawohl. Ich sage zu dir … da schreit der vom Stellwerkhaus: »Karl, du? Und Walter?«

JUNGE: »Walter« schreit der?

VATER: Ja, das ist dein Chef. Dein Lehrmeister. Der einbeinige Fritz vom Stellwerk zwei. Bei dem lernst du.

JUNGE: Das ist mies. Der hat uns doch gesehen?

VATER: Nun muß ich mich aufrichten. Ich rufe: »Fritz, ja, was ist denn?« Da schreit er zurück…was denkst du wohl, was der schreit? Hör doch mal. Hörst du nichts? In der Ferne? Ganz leise noch, weißt du?

JUNGE: Ein Zug?

VATER: Ja. Ein Zug. Und nun paß auf, was der Fritz schreit: »Weiche drei funktioniert nicht.« Das ist die, die wir kaputtgemacht haben. »Weiche drei funktioniert nicht. Und in einer halben Minute ist der D 33 aus München da. Die Weiche klemmt«, schreit er. – Was sagst du dazu?

JUNGE: Wir stellen noch mal die Weiche.

VATER: Dann schrei es rauf.

JUNGE *(halblaut rufend)*: Wir werden die Weiche stellen.

VATER: Das ist falsch, Walter, weißt du? Wie sagst du zum Beispiel, wenn dir morgens einer sagt, es ist fünf nach acht, und dabei bist du noch zehn Minuten von der Schule entfernt?

JUNGE: Wie?

VATER: Was sagst du, wenn du morgens in die Schule kommst, und es ist ganz leer auf der Treppe, und in der Klasse spricht schon der Lehrer?

JUNGE: Na…verfluchter Mist?

VATER: Ja. Und so sagst du hier auch. Ruf's rauf zu Fritz!

JUNGE: Verfluchter Mist!

VATER: Und dann stürzt du dich auf die Weiche.
JUNGE: Dann stürz ich mich auf die Weiche.
VATER: Der D-Zug donnert heran. Er donnert heran. Schaffen wir's?
JUNGE: Ich weiß nicht. Ja, Vati, nicht? Vati?
VATER: Ich meine, ja.
JUNGE: Na klar schaffen wir's. Mit dem Stemmeisen. Alles klar.
VATER: Der Luftdruck wirft uns beiseite. Mir reißt brühendes Wasser Hautfetzen vom Gesicht, dir versengen Kohlefunken das halbe Haar. Alle Fenster des Zuges sind erleuchtet. Der Speisewagen kommt vorbei. Mitropa. Rot. Alle Räder hämmern über die Weiche. – Da sitzen sie und schlafen. Und lesen und sprechen und fressen. Und haben von nichts eine Ahnung. Von nichts. – Hol uns einen Pott Wasser, Junge, wir haben ihn verdient.
JUNGE: Ein Glas Wasser, Vati?
VATER: Geh da hin, wo die Lokomotiven tanken.
JUNGE: Ja, Herr Kontrolleur.
VATER: Wie du wiederkommst, steht der einbeinige Fritz neben dir und umarmt dich. »Da hat du groartig gemacht, Junge«, sagt er. – Du lachst? »Lach nur, Junge. Du bit der famoete Kerl, den ich kenne. Wa machen wir nur mit dir?« Der Fritz kann das S nicht sprechen, Walter, mußt du doch schon gemerkt haben. »Du bit ein richtiger kleiner Held, Junge.«
JUNGE: Ich hab jetzt aber wirklich so'n Hunger.
VATER: Du bist eine Krampe. Hol dir die Wurst aus dem Schrank. Die Schrippen sind in meinem Hut, und dann laß mich in Ruhe. – Oder warte noch eine Sekunde. Ist ja gut, was du gesagt hast. Gar nicht so übel, wie du denkst. »Groartig, Junge. Du gefällt mir immer be–er, da du nicht gleich von Pflichterfüllung und o einem Zeug redet.« – Fritz, der Junge muß was essen, und zwar was ordentliches. Wir rufen jetzt den Direktor an, und er läßt ein Pfundsessen springen für den Jungen. – »Ja, ein Pfunde–en für den Jungen, Karl.« – Oder noch was anderes, Fritz. – »Wa denn?« – Was soll er denn mit einem Essen vom Direktor. Stimmt's, Junge? Da sitzt er an einem weißen Tischtuch, und darf nicht kleckern, und wird immerzu was gefragt, und das Essen bleibt ihm vorm Magen stehen. – »Ja, da it wahr, Karl.« – Und deshalb sag ich dir folgendes: Du hast doch noch ein Stück Wurst im Spinde, und ich auch, und

dann kaufen wir ein paar Flaschen Malzbier dazu, und dann ißt der Junge erst mal, bis er nicht mehr kann. Für den Direktor bleibt noch allemal was zu tun übrig. Wird uns schon was einfallen. Einverstanden, Walter?

JUNGE: Ja.

VATER: Gut. Laßt mich nur noch schnell einen Schluck trinken. Solange ich noch durstig bin. Schwitzen, verdorrt sein und staubig, das ist doch alles nur fürs Wasser da. Um hinterher trinken zu können. Also muß man es ausnutzen, wenn man nun schon mal soweit ist. Trinken braucht Durst – zwei – drei Gläser brauchen oft einen ganzen langen Arbeitstag, mit Sonne, Kohlenschaufeln, Fluchen und klebrigem Speichel. Lohnt das? Nein. Zumindest hebt es sich auf. Was wäre, wenn man beides bleiben ließe? – Nichts verloren. Man könnte sich beides sparen. Viel Zeit würde man haben. Aber davon ist gar keine Rede. Und das gehört dazu. Es gehört dazu, daß gar keine Rede von ihnen ist, von Durst und Trinken. Sie sind gar nicht wichtig, stehen auf keinem Programm, wo sonst alles mit Uhrzeit angegeben ist. Sie haben auch kein Büro, wo man sich nach ihrem Aufenthaltsort erkundigen kann. Aber sie sind immer frisch, taufrisch, wenn sie kommen. Das ist ihr Geheimnis. Und dann stehst du eben da, setzt mit zwei Händen den Topf an und siehst über den Topf weg zu den Sternen. Und im Mund und dahinter wird es taufrisch, original, ganz original. Und das ist selten. Gebirge, Meer, ein blankgeputzter Marienkäfer, weiser alter Mann, das ist von derselben Qualität. Du möchtest mehr wissen, säufst, strudelst das Wasser rein, beißt zu – ja, ja, denkst du, gut. Dann wirst du fühllos, hast zuviel, läßt es die Mundwinkel hinunterlaufen. Du fängst an zu spielen. »Bah«, sagst du, »das war gut.« Und weil du ein bißchen beduselt bist und nicht mehr ganz empfindlich, weißt du nicht mehr ganz genau, schon jetzt weißt du nicht mehr ganz genau, ob es wirklich ganz nötig war, so toll zu trinken. – Das ist Undankbarkeit, deine eigne, nur von dir, und sie macht dich nicht froher. – Oder liegt es doch daran, daß es nicht nötig war, so zu trinken? Und auch das Originale, das Taufrische – das kann Täuschung gewesen sein, Krankheit, Hysterie ... Ich weiß nicht. Wirklich nicht. Eins steht fest: du vergißt ein paar der Pumpen nicht, vor denen du gestanden hast. Pumpen, Quellen, Wasser-

hähne, Eimer, Gläser, sie werden nicht kleiner, auch wenn du älter wirst. Leidenschaftslos sind sie von Zeit zu Zeit die vordersten Stücke in deinem Gedächtnis. – Bleiben. – Kretins, Parvenus, oder wertvoll, wie alte Bilder? Egal. – Ich konnte diese Sätze sagen. So klug bin ich noch. Sie können Bruch sein. Aber auch das Gebell eines Hundes kann wertvoll sein, es fällt in die Augen und Ohren seines Herrn und weckt die Freude.

JUNGE: Es ist keine Wurst im Schrank.

VATER: »E it keine Wurt im Schrank, Karl.« – Dann müssen wir sofort was tun für den Jungen.

JUNGE: Und wir werden kein Essen mehr kriegen in der Küche.

VATER: Wir werden kein Essen mehr kriegen. – Eins will ich dir noch sagen, einbeiniger Fritz: wir werden dem Wasser noch auf die Spur kommen ...Ich will wissen, was dieses Zeug so einzig macht. – »Verbohr dich nicht. E it doch nicht nur da Wa–er, Karl.« – Nein, du hast recht, Fritz – es ist nicht nur das Wa–er. Ich komme wohl auch nur darauf, weil du es ja nicht mal richtig aussprechen kannst. Laß man, Fritz. Du bist sonst anständiger als wir. Du kannst nur Schei–e sagen, aber nicht, wie es richtig heißt. – Lach nicht, Junge. Mach mal Licht an. Im Stellwerk ist es auch hell. Wirklich nichts mehr drin im Schrank? Wir werden schon was auftreiben. Sie haben uns vergessen, weißt du.

JUNGE: Nein, wir haben nicht ...

VATER: Was ist das für ein Lärm nebenan?

JUNGE: Nummer sieben. Herr Güntzel und die Weiber.

VATER: Was für Weiber?

JUNGE: Die, die immer unten in das Lokal gehen.

VATER: Ach so.

JUNGE: Die kann man kaufen.

VATER: Ach.

JUNGE: Wußtest du das noch nicht?

VATER: Doch, doch.

JUNGE: Kaufen und machen, was man will.

VATER: Ja, ja.

JUNGE: Du kannst die verkloppen, glaubst du?

VATER: Das kostet aber eine Menge.

JUNGE: Wieviel?

VATER: Da kannst du dir zwei Paar Rollschuhe für kaufen.
JUNGE: Zwei Paar Rollschuhe?
VATER: Ja. – Vielleicht auch nur eins.
JUNGE: Ach.
VATER: Ja, du Affe. Kommt ganz drauf an, wie hübsch sie sind.
JUNGE: Es ist aber keine Hübsche dabei.
VATER: So? Hast du das auch schon gemerkt? – Wer hat dir das eigentlich erzählt?
JUNGE: Was denn? Niemand.
VATER: Das mit dem Kaufen. – Gib mir bitte mal den Schuhkrem her.
JUNGE: Hier.
VATER: Danke. – Wer?
JUNGE: Warum willst du das wissen?
VATER: Rudi hat dir das erzählt.
JUNGE: Nein. Woher weißt du das?
VATER: Was hat er dir erzählt?
JUNGE: Nichts.
VATER: Gut. – Wenn du meinst. Gut. – Aber wenn du mir nichts erzählst, erzähle ich dir auch nichts mehr.
JUNGE: Brauchst ja auch nicht. – Was Rudi erzählt ist wahr. Ich habe es selbst gesehen. Es ist viel wahrer als deins.
VATER: Blankputzbürste. – Danke. Gib deine Schuhe her.
JUNGE: Ich möchte sie selber putzen, Vati.
VATER: Du nimmst zuviel Creme.
JUNGE: Laß mich doch. – Danke.
VATER: Morgen kriege ich fünfzig Mark.
JUNGE: Dann wolltest du mir einen Fußball kaufen.
VATER: Ich mag gar nicht mehr.
JUNGE: Du bist aber auch komisch.
VATER: Ich habe einen Staubsauger verkauft.
JUNGE: Den, der da steht?
VATER: Nein, einen anderen.
JUNGE: Dann kauf mir doch einen Fußball! Dann können wir doch alle spielen! Keiner hier hat einen! Wir haben nur einen Stoffball, mit Papier ausgestopft.
VATER: Ich mag nicht, daß du mit Rudi sprichst.
JUNGE: Was er gesagt hat, ist wahr! Ich habe es selbst gesehen!

VATER: Mit Rudi, was?

JUNGE: Aber es ist wahr! Und schlimm!

VATER: Was hast du denn schon gesehen? Einen Mann, der auf einer Frau liegt. Stimmt's?

JUNGE: Rudi –

VATER: Und sie hatten nichts an. Und bewegten sich – wie die Fische und Krebse auf dem Markt – wenn sie noch nicht tot sind. Stimmt's?

JUNGE: Vati –

VATER: Sie sprachen oder taten, als wären sie sich böse oder als hätten sie ein Wehweh. Was haben sie gemacht? Gesprochen? Was denn? Was haben sie gesprochen? Komm mal her, Walter! Du brauchst nicht zu weinen. Walter, du brauchst doch nicht zu weinen. Das ist doch nicht schlimm. – Rudi dir das gezeigt, du kleiner Dämelsack? Durchs Schlüsselloch? Und du ordentlich dafür bezahlt, mein Fratzke, nicht? Wieviel denn?

JUNGE: *(schluchzend)* Zwanzig Pfennig!

VATER: Zwanzig Pfennig! Donnerwetter! Wo hast du die denn bloß hergehabt, mein kleiner dofer Krösus? Zwanzig ganze Pfennige! Damit hättest du einmal mit der Stadtbahn rundherum fahren können, und da hättest du viel mehr gesehen.

JUNGE: Ja! Solange gespart!

VATER: Ja, mein kleiner Prinz. Nun wisch dir mal die Nase ab, du kleiner Dummbüdel. Der ganze Rotz kommt aufs Hemd. – So. Hast du denn kein Taschentuch? Nein? Du, das mit den Taschentüchern gefällt mir gar nicht. Wo läßt du denn bloß immer die Taschentücher?

JUNGE: So ein Mist! Das ganze Geld ist weg! Rudi hat gesagt, es wär so schön! Ich hatte gedacht, es wär wie im Zirkus! Dann wollt ich das Geld wiederhaben, und dann hat er mich verhauen, und zuletzt ist der Mann aus dem Zimmer gekommen und hat mit einem Pantoffel geschlagen!

VATER: Da hast du Pech gehabt. Für so was sparst du nun. – Nun ist alles weg. Walter, soll ich dir mal was sagen?

JUNGE: Ja, Vati.

VATER: Ich geb dir jetzt zwanzig Pfennig. Ja?

JUNGE: O ja!

VATER: Und dann: kannst machen damit, was du willst. Kannst auch noch mal zu Rudi gehen damit.

JUNGE: Ich bin doch nicht noch mal so verrückt, Vati!

VATER: Nun ist alles wieder in Ordnung, ja? Nun zieh dich schnell aus und geh ins Bett. Ich werde sehen, daß wir noch was zu essen kriegen. Mach den Teppich noch sauber erst. Aber wirklich ein bißchen schnell, Walter!

JUNGE: Ja. – Warum machen der Mann und die Frau das eigentlich?

VATER: Warum läufst du denn Rollschuh?

JUNGE: Weil's mir Spaß macht.

VATER: Na, also.

JUNGE: Macht denen das denn Spaß?

VATER: Sonst würden sie es doch wahrscheinlich nicht machen.

JUNGE: Komisch. – Weißt du, was ich mit den zwanzig Pfennigen mache?

VATER: *(macht die Tür auf, laut)* Frau Gerredsen! Frau Gerredsen! Verdammt noch mal!

WIRTIN *(ebenfalls rufend und dabei näherkommend)*: Welcher Suffkopp brüllt denn da wie ein Verrückter?!

VATER: Nummer sechs, Logiergast Franz. Komm her, alte Schlummerbrust, verdammtes Rabenaas!

Wirtin: Warte mal, Bürschchen, ich komme!

VATER: Beeil dich, sag ich dir, morgen ziehen wir nämlich.

Wirtin: Soll ich dich zur Räson bringen lassen?

VATER: Morgen ziehen wir. Wir haben schon die Schuhe geputzt. Morgen, morgen. Endgültig. Dabei bleibts.

WIRTIN: Rein ins Zimmer, kein Krakeel hier auf dem Flur!

VATER: Weißt du, was dein Rudi ist? Ein Hurenbengel! Nichts weiter. Er hat Walter für zwanzig Pfennig durchs Schlüsselloch gucken lassen. So was hab ich mir schon immer von dem Dreckstück gedacht. Nichts weiter ist er. Und das kann ich mir nicht bieten lassen. Wir ziehen. Und zwar jetzt.

WIRTIN: Mein Geld!

VATER: Auf der Stelle ziehen wir.

WIRTIN: Deine Schulden! Ich hole die Polizei.

VATER: Und ich schreie, sie soll kommen. Rudi, zieh dich an! »Rudi« sag ich schon! Walter, los, dalli! Unter einem solchen Dach wohnen wir nicht länger. Keine Stunde. Du kriegst dein Geld. Du hast noch alles von mir bekommen. Komm mit zur Polizei meinet-

wegen. Ich muß jetzt hier raus. Hol den Wachtmeister meinetwegen. Er glaubt mir so viel wie dir, paß auf. Über die beiden Geldhalunken hat er mir auch geglaubt. – Walter, fertig? – Mein Name ist in Ordnung, kann ich dir nur sagen. Trotz der hundertfünfzig Mark Schulden!

WIRTIN: Walter, nun laß du dich man nicht auch noch verrückt machen. Komm in die Küche, kriegst was. Dein Vater ist ja ein Schwätzer und Säufer. Hier, guck die Flaschen. Hast du die schon mal gesehen? Alles versoffenes Fressen. Wie oft er stinkt und herumtaumelt!

JUNGE: Vati, wollen wir nicht erst noch was essen in der Küche?

VATER: Eins von beiden geht nur.

JUNGE: Ich hab wirklich Hunger!

VATER: Mach dir die Schnürsenkel zu. – Vom Wasser hab ich erzählt, nicht wahr? Ich habe einen Staubsauger verkauft. – Aktentasche, Staubsauger, Rasierzeug, Waschzeug, Unterhosen, Hemden ... Walter, wo ist der Ranzen? Ja, gut. Und da drüben, das Geschichtenbuch ...Ich verkaufe Staubsauger, ich werde, werde, werde... Strümpfe hochziehen! Wir gehen jetzt in eine anständige Gegend.

WIRTIN: Sei doch nicht verrückt.

VATER: Ach, warum denn das auf einmal? Dir ist wohl mein guter Name eingefallen? Das Seriöse? Die Seriösität in deinem Gästebuch?!

WIRTIN: Das weißt du ganz genau.

VATER: Ja, das weiß ich ganz genau. Manchmal, wenn die Polizei kommt, dann bin ich direkt was bei euch. Das hat auch was für sich, zugegeben.

JUNGE: Dann komm also, Vati. Ich habe alles.

VATER: Hast du gehört? Der Junge hat entschieden. Dafür kannst du jetzt mal Rattengift streuen in unserem Zimmer. Jetzt kriecht keiner mehr herum auf dem Boden. Tschüß.

(Schritte entfernen sich)

WIRTIN: Frieda? – Frieda, wir vermieten Sechs stundenweise. Wäsche kann noch bleiben. Nachher zwei frische Handtücher herein. – Ich möchte mal wissen, wo der Rudi steckt...

(Tür knallt zu, schneidet die Worte der Wirtin ab. Dann Schritte im Treppenhaus.)

JUNGE: Vati...

VATER: Quatsch jetzt nicht. Ich kann auch nichts sehen. Halt dich am Geländer fest. Paß auf, die eine Stufe ist kaputt.

JUNGE: Wo gehen wir jetzt hin?

VATER: Weiß ich noch nicht. – Sei nicht traurig. Wir werden schon irgend was finden, glaubst du?

JUNGE: Warum gehen wir denn hier weg?

VATER: Faß mich an. Richtig. Jetzt sind wir erst mal hier raus. Das ist schon was wert. – Das ist hier nichts für uns. Deshalb, Walter.

JUNGE: Vati...

VATER: Laß mich mal einen Augenblick überlegen.

JUNGE: Ich möchte gern den Koffer tragen.

VATER: Bitte.

JUNGE: Laß uns doch nach Hause gehen.

VATER: Nach Hause?

JUNGE: Herr Brandt hat gesagt, da könnte jeder hin, der wollte. Da ist es ganz hell, und der Weg dahin ist auch hell. Ich weiß nur nicht...

VATER: Wer ist denn Herr Brandt?

JUNGE: Ach, in der Schule der.

VATER: Der, bei dem ihr Religion habt, ja? Ja, ich weiß schon. Übrigens: Rotes Kreuz oder Bahnhofsmission, das wäre vielleicht gar nicht so dumm.

JUNGE: Er hat ja auch mal gesagt, ich hätte überhaupt noch kein richtiges Zuhause.

VATER: Hat er gesagt?

JUNGE: Ja, ja.

VATER: Warte mal. Hier. Nummer vierundzwanzig. Das muß es sein. – Ach, hör doch mal...da hör ich sie auch schon grölen. – Weißt du, das ist hier ja alles dieselbe Gegend. Das hat gar keinen Zweck. Vielleicht kenn ich hier auch zuviel. Wir müssen hier weg. – Paß mal auf: Hast du die zwanzig Pfennig noch? Wo? Zeig her. Die borgst du mir bis morgen, ja?

JUNGE: Ach...

VATER: Nun mach doch keine Sachen.

JUNGE: Aber ich wollte doch ... Du hast schon mal was gesagt, und nachher...

VATER: Ehrenwort, daß du sie morgen wiederkriegst.

JUNGE: Ach.

VATER: Gib her. – Mit dir muß man immer erst grob werden.

JUNGE: Ich finde das gemein.

VATER: Sei nicht böse. Bist mein kleiner Prinz. Ich meine es gut. Wirklich. Du mußt verstehen. Paß auf: Du gehst zur S-Bahn rüber, nimmst eine Karte, gehst auf den Bahnsteig, und da wartest du.

JUNGE: Und du?

VATER: Ich komme nach. Wenn der Zug kommt. Laufe durch die Sperre. Einer muß laufen.

JUNGE: Warum?

VATER: Nun laß mich jetzt mal einen Augenblick. – Geh du schon.

JUNGE: Jetzt versteh ich. Laß mich laufen. Und weißt du, was? Du läufst auch. Wir laufen beide. Dann kann ich gleich die zwanzig Pfennig behalten.

VATER: Nein, kommt nicht in Frage.

JUNGE: Nun muß ich mein Geld doch wieder hergeben.

VATER: Gibst es ja doch nur für Dummheiten aus. Geh jetzt. Los. Und wehe, du bezahlst nicht. Ich frage.

(Kinderschritte die Treppe hinauf. Zug fährt ein, hält. Eilige Schritte die Treppe hinauf. Stimme des Kontrolleurs: »Halt! Halt! Sie mit dem Staubsauger!« Gleich darauf Stimme des Schaffners: »Abfahren!« Zug fährt ab.)

ADRIAAN MORRIEN · GEDICHTE

NÖRDLICHER FRÜHLING

DER Schnee verwandelt sich in Blumen, das Eis fällt in Wolken auseinander
Die Berge, die freundlichen Hügel, gehen in die Wäscherei
Der Himmel entleert sich wie eine Dorfschule während der Ernte
Es blitzt winterlich, mit kurzen unhörbaren Launen
Die Stille wechselt den Platz mit großen geflügelten Sprüngen
Die Süße des Lebens verbreitet sich epidemisch
Der Tag eilt vorüber mit Gedanken an liebliche Finger
Kinder werden auf telepathischem Wege geboren
Zwischen zwei Wintern mit Feldern für Blumen und Beeren

SCHNEE AM HIMMEL

Das Licht des Mondes macht die Wolken weiß,
Als ob der Schnee auf den Himmel gefallen sei,
Lose gefügt auf den schwarzen Boden des Himmels
Sowie er hier auf die Erde gefallen ist.
Ich schaue hinauf, oder hinab, in das weiße Tal
Mit der dunklen Blatterde des Weltalls.
Die Sterne sind unsichtbar durch das Licht des Mondes.
Der Schnee bewegt sich wie eine stille Lawine,
Bedeckt die steilen Pfade der Nacht.
Dörfer aus Dunklem werden verschüttet,
Engel verirren sich im Licht.
Der Himmel erinnert sich früherer Katastrophen.

ZUSAMMENHANG

Wenn ich ein Kind sehe, sehe ich Wasser strömen
Sehe ich eine Frau, dann sehe ich sie mit Kindern
auf ihrem Arm
Ihre Ruhe ist voller Veränderungen
Ihr Schlaf eilt einem ungewußten Zweck zu
Ihr Lächeln fliegt, ihr Blick geht weiter als mein zartestes Gefühl
Sogar in ihrer Trägheit galoppiert meine Kraft

Jeder Tag hat seinen Sommer und Winter
Seine Hyazinthen und seine blauen Astern
Die Welt ist noch voller Geburt
Und jede Stunde dauert länger als mein Tod
Wo sie vorübergegangen ist, höre ich neue Menschen singen
Wo sie zufrieden schläft, verwandelt sich meine Unruhe in
einen Traum

SCHNEIEN

Der Schnee ist zu weiß um darin zu gehen,
Sanfte gefügt von schwebenden Füßen.
Die Erde ruht wie eine große Mutter.
Sie gibt ihren Kindern aus kühlen Brüsten zu trinken.
Das Gebären geschah stiller als das Wehen des Windes.
Es schneite Zwillinge, schlafende Kinder.
Aus der Erde ragen hohe schwerbeladene Bäume.
Der Himmel ist herabgekommen wie ein Vater.

WOLFDIETRICH SCHNURRE · EINE RECHNUNG, DIE NICHT AUFGEHT

NICHT, daß Lohse ein Mensch ohne Mitleid gewesen wäre; Lohse gab, wenn er Kleingeld hatte, jedem Bettler etwas, und er gab auch, wenn es schon dämmerte, und es niemand mehr ah. Aber mit Herriegel das, fand er, ging zu weit. Gewiß, Herriegel var sein Schulkamerad, Herriegel war ein aufmerksamer Geburtstags-ehalter und im Grunde, trotz dieser Urkundenfälschung, ein Mann, em Lohse immer vertraut haben würde. Aber ihn deshalb im Ge-ängnis besuchen? Wie diese Madam Herriegel sich das vorstellte. »Er reut sich, Herr Lohse, was meinen Sie, wie er sich freut!« Einen Dreck vürde er; Herriegel war ein Charakter. Verlegen werden würde er, venn Lohse ihn besuchen käme, das war alles. Nein, Lohse würde varten, bis Herriegel seine fünf Jahre herumhatte und dann tun, als väre nichts weiter geschehen; *so* verhielt sich ein Gentleman. Frau ohse war jedoch anderer Meinung, und da sie sie sehr pointiert vor-utragen verstand, setzte sich Lohse eines Sonntags, obwohl es trübe var, eine Sonnenbrille auf, zog sich die Hutkrempe ins Gesicht und uhr hinaus.

»Hinaus« fand er, war der richtige Ausdruck, noch mehr hinaus ging s eigentlich kaum noch; die Straßenbahn hielt vor einem Prellbock, lessen Erdaufwurf mit Kamille und Hederich bewachsen war, etwas veiter wurde die Straße von einem ölfleckigen Flüßchen durch-chnitten, aus dem, wie das Gerippe eines gestrandeten Wals, die Über-este einer gesprengten Brücke heraussahen; ringsum war Feld und echts ragte, hinter einem Gebirge aus verrosteten Konservenbüchsen, las Backsteingeviert des Gefängnisses auf.

Lohse wartete, etwas nervös geworden über den engen Kontakt, len die übrigen Gefängnisbesucher miteinander hatten, bis der letzte n den holprigen Fußpfad eingebogen war, dann sah er sich um und chloß sich zögernd dem Besucherstrom an. Er versuchte aus sich klug u werden. An sich gehörte er zu jener Kategorie Menschen, denen las immer gelang. Heute jedoch bereitete es ihm Schwierigkeiten. hm war unbehaglich zumute. Aber merkwürdigerweise ging dieses Unbehaglichkeitsgefühl irgendwo auch in ein angenehm-aufregendes

Prickeln über. Das Unbehagen, glaubte er, rührte von der Vorstellung her, als zufällig unbescholtener Mensch vor einen zufällig bescholtenen hintreten zu müssen; er hatte es schon zuhause gehabt und deshalb auch extra seinen abgetragensten Anzug gewählt. Jenes Prickeln jedoch hatte sich eben erst eingestellt, und er hatte nicht die mindeste Vorstellung, worauf man es hätte zurückführen können. Nun, er würde jedenfalls auf der Hut sein; denn Lohse haßte nichts so sehr wie ein unkontrolliertes Gefühlsleben.

Vor dem Hauptportal des Gefängnisses erwartete ihn eine Zeremonie, die ihn um ein Haar zur Umkehr bewogen hätte. Der talggesichtige Wärter wollte (was Lohse noch einsah) nicht nur den Namen des zu Besuchenden, er wollte (und das sah Lohse nicht ein) auch den des Besuchers wissen, und da er schlecht hörte oder Lohse nicht leiden konnte, sah der sich gezwungen, seinen Namen so laut zu sagen, daß glücklich alle ihn hörten. Immerhin konnte Lohse nun wenigstens seine Sonnenbrille abnehmen und sich den Hut wieder normal aufsetzen; was auch etwas wert war, denn es hatte ihn schon in der Straßenbahn unsicher gemacht.

Nun schloß der Wärter das Portal auf, und Lohse sah auf den pfützenbedeckten Wirtschaftshof. Vom Hauptgebäude herüber kam eine Schar schlüsselbundklappernder Wärter; sie hatten dieselbe ungesunde Gesichtsfarbe wie der Pförtner, und Lohse haßte sie vom ersten Augenblick an, gestand sich jedoch im selben Atemzug ein, seine Abscheu richtete sich nicht gegen die Wärter, sondern gegen eine Gesellschaft, die solche Wärternaturen heranzog.

Lohse wurde einem sehr jungen Wärter zugeteilt, er hatte die Mütze schief auf dem linken Ohr und trug spiegelnde Schäfter. Ein graubärtiger Alter hatte in Lohse den Novizen erkannt und erklärte ihm, indes sie den Hof überquerten, was sich dort hinter der rechten Mauer erhöbe, sei die Frauenabteilung, und was hinter der linken Mauer dort aufrage, sei die Schwere Abteilung. Bei dieser Bezeichnung spürte Lohse wieder jenes merkwürdige Prickeln, das ihn vorhin schon befallen hatte; ärgerlich verbat er sich des Alten Belehrung, doch da er wußte, sein Ärger galt nicht dem Alten, sondern sich selbst, wuchs sein Zorn nur noch mehr an, und er vergaß ihn erst wieder, als sie drüben im Hauptgebäude die zwielichtige Eisentreppe hinaufstiegen. Auf halbem Wege kam ihnen ein Trupp Gefangener ent-

egen. Lohse war sehr enttäuscht, in ihren Gesichtern weder etwas on schwelender Rebellion noch von versklavtem Freiheitsdrang zu ıtdecken, es waren biedere Durchschnittsgesichter, ihre Träger hätn hinter jedem Postschalter sitzen können.

Der junge Wärter brachte seine Besuchergruppe in einen dürftig :hellten Raum, der durch ein engmaschiges Gitter in zwei Hälften etrennt war. Lohse hatte plötzlich einen Geschmack auf der Zunge, s hätte er an einer Messingstange geleckt, und etwas erstaunt stellte : fest, daß sich sein Pulsschlag zu erhöhen begann. Es schien jedoch eniger die bevorstehende Konfrontierung mit Herriegel zu sein, die as bewirkte, als die unmenschliche Sachlichkeit des Raums, der ichts aufwies, als auf jeder Seite zwei Spucknäpfe und eine Reihe unıuberer Hocker. Auch der Geruch war unmenschlich. Am unmenschchsten aber, fand Lohse, war das von der Decke bis auf den Fußoden reichende Gitter. Ein merkwürdiges, mit heftigem Kopfjucken erbundenes Schamgefühl übermannte ihn plötzlich bei der Vorellung, dieses Gitter, sonst zur Einzäunung von Grundstücken geraucht, diene hier dazu, sogenannte ehrliche Menschen von sogenannen unehrlichen zu trennen. Er spürte, er mußte sich abzulenken verıchen, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, aus der Rolle zu fallen.

Die übrigen Besucher schienen weniger empfindlich zu sein. Ein aar gingen summend oder leise vor sich hinpfeifend auf und ab, anere standen in kleinen diskutierenden Gruppen beieinander, und iner hatte sich einen Hocker unter die Glühbirne gezogen und las Zeitung. Jetzt klapperte drüben ein Schlüsselbund, eine Tür wurde ufgestoßen, und einer nach dem andern traten die Gefangenen ein. ohse wurden die Handflächen feucht, er hatte die Lippen zusammenepreßt und starrte mit dem Gesichtsausdruck eines bockigen Kindes ewegungslos auf einen rostigen Nagel, der hinter dem Gitter aus der egenüberliegenden Wand ragte.

Lärmen und Lachen füllte plötzlich den Raum, dicht drängten sich Besucher und Besuchte ans Gitter, und während diese eine Saloppheit ur Schau trugen, die Lohse ins Herz schnitt, versuchten jene ihre Beangenheit hinter einem krampfhaften Aufgekratztsein zu verbergen. ohse hatte sich vorhin bei dem Wunsch ertappt, Herriegel möge rank oder doch wenigstens nicht empfangsfähig sein, und allem Anchein nach schien dieser Wunsch auch in Erfüllung gegangen zu sein,

denn eben schloß der Wärter die Tür wieder ab und kam herüber. Er sagte, Herriegel liege im Revier, und Lohse möge sich einen Augenblick gedulden, man werde ihn zu ihm führen. Lohse brachte der wegwerfende Ton auf, in dem der Mann über Herriegel sprach. Nur mühsam bezwang er sich, nichts Ausfallendes zu sagen, und als jetzt ein anderer Wärter in einem hellgrauen Drillichanzug laut Lohses Namen rief, vergaß er ganz, sich über diese neuerliche Inkognitolüpfung zu ärgern, so angestrengt versuchte er, den ersten Wärter seine Verachtung spüren zu lassen. Aber der Wärter achtete nicht mehr auf ihn, und so blieb Lohse nichts weiter übrig, als seinem neuen Führer zu folgen.

Während sie durch die dämmrigen Gänge schritten, die Treppe hinabstiegen und schließlich wieder auf dem Hof ankamen und zu dem etwas abseits liegenden Reviergebäude hinübergingen, fragte Lohse, den das etwas unbeteiligte Gesicht des Wärters zu ärgern begann, was Herriegel denn fehle. Was ihm schon fehlen solle, antwortete der Wärter. Lohses Handflächen kribbelten, er kniff die Lippen zusammen und griff sich an die Krawatte. Doch sein Zorn schlug im Nu in Bestürzung um, als der Wärter jetzt, nachdem sie in den chlorstinkenden Flur des Reviergebäudes getreten waren, eine Tür aufschloß, und Lohse in dem einzigen belegten Bett des Raums einen Herriegel erkannte, wie er ihn sich noch nicht einmal vorgestellt haben würde, wenn man gefragt hätte, wie er glaube, daß Herriegel, der jetzt fünfzig war, mit siebzig aussehen würde. Seine Wangen waren eingefallen, ein schmutzig-grauer Bart überzog die kantigen Kiefer, die fahle Stirn wirkte zerbrechlich wie eine japanische Teetasse, und wäre nicht das unstete Zucken der Augenlider gewesen, Lohse hätte geglaubt, am Bett eines Toten zu stehen.

Er hakte seinen Spazierstock in die Eisenrosette am Fußende der Bettstelle ein und beugte sich zu dem Kranken: »Menschenskind, Herriegel!« Herriegel lächelte schwach und lud ihn mit einer kraftlosen Geste seines abgemagerten Arms – das Handgelenk wies einen Verband auf, registrierte Lohse mechanisch – zum Sitzen ein. Was denn um alles in der Welt geschehen sei, fragte er heiser und setzte sich auf die äußerste Kante der Bettstelle. Herriegel hob matt seine Arme. Auch das andere Handgelenk, sah Lohse jetzt, war bandagiert. »Sie kamen zwei Minuten zu früh«, sagte Herriegel, und da der An-

ug eines Lächelns dabei über sein Gesicht geisterte, verstand Lohse n nicht gleich. Er räusperte sich: »Wer kam zwei Minuten zu früh.« In diesem Augenblick drehte sich der Wärter um und sagte, sie üßten ein Ende finden, die übrigen Besucher würden eben wieder ber den Hof zum Ausgang geführt. Aber er sei doch noch nicht mal nf Minuten hier! sagte Lohse, der nun doch die Beherrschung ver-r. Das interessiere ihn nicht, antwortete der Wärter; er ging zur Tür nd sperrte sie auf: er habe sich an die Bestimmungen zu halten. Lohse ar weiß geworden, das Herz schlug ihm im Hals mit mit einer Reso-anz, als sei es in einen Brunnen gefallen. Steif stand er auf und griff ach seinem Spazierstock. Die Krücke hatte sich in den Arabesken der isenrosette verfangen, Lohse brauchte fast eine halbe Minute, ehe er e herausgelöst hatte. Er wagte nicht, eine von Herriegels zerbrech-chen Händen zu berühren; so beugte er sich, die Ellenbogen eng an en Leib gepreßt, nur unbeholfen zu ihm herab und sagte heiser, er erde am nächsten Sonntag wiederkommen. Herriegel schien ihn icht verstanden zu haben, er sah an ihm vorbei und bedankte sich murmelnd, daß Lohse gekommen sei. Lohse wollte noch etwas ant-vorten, aber das ungeduldige Räuspern des Wärters verschlug ihm ie Stimme. Er richtete sich auf und ging mit summenden Schläfen ur Tür.

Er war nicht der Letzte; als er sich etwas abseits von der Besucher-char an die Wand lehnte und sich den Schweiß von der Stirn tupfte, ah er noch eine weitere Gruppe, von einigen Wärtern eskortiert, ber den Hof kommen. Diese schien nun allerdings die letzte zu sein, lenn der Pförtner klapperte bereits unfreundlich mit dem Schlüssel-bund. In der Mitte des Hofs blieben die Wärter stehen und warteten, is sich die Gruppe mit der am Haupttor vereinigt hatte, dann ver-chwanden sie hinter dem Hauptgebäude, der Wärter schloß das Tor uf, und die Besucher drängten hinaus.

Lohse wollte die andern erst vorlassen und starrte mit brennenden Augen über den Hof. Da sah er plötzlich: über die scherbengespickte nnenmauer, die die Schwere Abteilung vom Wirtschaftshof trennte, griffen zwei Hände hinweg, ein kahlgeschorener Kopf wurde sicht-bar, ein drillichbekleideter Oberkörper, ein Bein, und dann stieß der Sträfling sich ab und landete in Hockstellung auf dem rissigen Pflaster des Wirtschaftshofes. Sekundenlang verharrte der Mann wie ein

Sprinter am Startloch; dann schoß er heran: zwei, drei rudernde Armschläge, und er hatte den Schwarm der Hinausdrängenden durchbrochen. Unmittelbar darauf begannen die Alarmsirenen zu heulen, und Lohse sah, wie in die Besucher draußen Bewegung kam, es war, als höbe sie eine Welle auf und spüle sie dem Fliehenden nach; eine Bewegung, die auch auf Lohse eine magische Anziehungskraft ausübte; und ehe er sich noch hätte Rechenschaft geben können, was in ihm vorging, hatte der Sog ihn erfaßt und durch das Tor auf die Straße geschwemmt, wo er sich blindlings in den Strom der Verfolger warf und, getragen vom keuchenden Atem der Masse, gestoßen von ihren Schreien, gejagt vom Trappeln der Schritte, bis zur Besinnungslosigkeit angefeuert vom Lärm der Sirenen, immer mehr Verfolger überholte, immer mehr abhängte und schließlich hechelnd, aber einen irren Triumph in der Kehle, bis in die Spitzengruppe hinein vorstieß.

Lohse hatte nie gewußt, daß er mit seinen vierundvierzig Jahren noch ein so guter Läufer war, er hatte sich immer für einen unsportlichen Typ gehalten; aber nun stellte es sich heraus, daß er selbst den Läufern der Spitzengruppe noch überlegen war. Schon führte er sie an, jetzt hängte er sie ab, und nun mischte sich immer deutlicher in das dumpfer werdende Getrappel im Rücken ein neues, weitaus erregenderes Geräusch: das stoßweise Keuchen des Fliehenden. Immer näher kommt Lohse ihm, immer härter arbeitet er sich an ihn heran. Sein Gesicht glüht, sein Atem pfeift, die Kravatte knattert ihm um die Ohren, er schwingt seinen Stock, jetzt stößt er einen heiseren, unartikulierten Laut aus, der Griff des Spazierstocks fährt dem Fliehenden zwischen die Beine, Lohse spürt einen Riß in der Schulter, der Fliehende stürzt, Lohse mit, Lohses Kopf schlägt auf einen Stein, einen Augenblick wird es dunkel um ihn, dann kommen Schritte, ein Motor heult auf, Stimmen sind da, Lohse spürt, man hebt ihn auf, er blinzelt: er sieht sich um.

Er stand auf dem Feld. Vor ihm hob sich träge ein Krähenschwarm auf. Zum Gefängnis hin wimmelte es von Menschen, auch die Straße war voll von ihnen: Wärter, Polizisten, Gefängnisbesucher. Die Straße, sah Lohse jetzt, war mit abgestorbenen Ulmen bestanden. Dort, wo der Fliehende von ihr abgebogen war, lag ein Motorrad in den Brennnesseln, sein Vorderrad drehte sich noch. Der Gefängnisarzt und der

irektor mußten mit ihm gekommen sein; sie waren die einzigen nter den Umstehenden, die nicht außer Atem waren. Der Gefängnis-rzt hatte sein Stetoskop in den Ohren, er kniete neben dem Sträfling nd hatte ruheheischend die Hand erhoben.

Der Sträfling lag auf dem Bauch; seine Arme waren blutig, er nußte sie sich beim Überklettern der Mauer verletzt haben. Neben en beiden stand der Direktor. Lohse, der alles um sich her mit foto-rafischer Genauigkeit aufnahm, glaubte jedenfalls, daß es der Direk-or sein müsse. Es war ein kleiner, grauhaariger Mann mit nervös zuk-enden Brauen und einem empfindsamen Mund, er rieb seine Brille lank und sah dabei blinzelnd auf den Gefängnisarzt nieder. Lohse nerkte erst jetzt, daß zwei Wärter ihn stützten; er machte sich los; ber er fühlte sich so ausgehöhlt, daß er zu schwanken begann. Darauf riffen ihm die Wärter abermals unter die Arme. Diesmal ließ Lohse s zu; er hielt den Atem an und sah starr auf den Rücken des Arztes. Es war ein breiter, verläßlicher Rücken; Lohse dachte, daß man Ver-rauen zu ihm haben könne. Da hob der Arzt seinen Kopf. »Herz-chlag«, sagte er achselzuckend.

Alfred Lichtenstein. geb. 1889 in Berlin. 1913 erwarb er sich an der Universität in Erlangen das Doktordiplom mit einer Arbeit über ›Theaterrecht‹. Am 25.9.14 fiel er bei Vermandovillers in der Nähe von Reims. Gedichte erschienen in der ›Aktion‹, ›Die Dämmerung‹ bei A. R. Meyer, Berlin 1913, ›Gedichte und Geschichten‹ bei Georg Müller, München 1919.

Klaus Roehler, geb. 1929, lebt in Erlangen. Erzählungen in literarischen Zeitschriften und im ›Jahresring 1956/57‹. Hörspiel, Radio-Essay. Zusammen mit Gisela Elsner: ›Triboll. Lebenslauf eines erstaunlichen Mannes‹, Otto Walter Verlag, Olten 1956; seine Farce ›Das Geschrei‹ wurde im vorigen Jahr von der Studio-Bühne Erlangen uraufgeführt.

Gert Kalow, geb. 1921 in Cottbus, lebt in Heidelberg. Publizist. Sein Essayband ›Zwischen Christentum und Ideologie. Die Chance des Geistes im Glaubenskrieg der Gegenwart‹ erschien im Wolfgang Rothe Verlag, Heidelberg.

Erich Brock, geb. 1889 in London, lebt in Zürich, studierte Philosophie in Berlin, Heidelberg, Straßburg, Freiburg i.B. Mitarbeiter der ›Tat‹ und der Neuen ›Zürcher Zeitung‹.

Hilde Domin, geb. 1909 in Köln, studierte in Heidelberg, Berlin, Rom und Florenz; lebte später in Westengland, Lateinamerika und in den Vereinigten Staaten. Kam 1954 wieder nach Deutschland. – Gedichte seit 1954, in ›Hochland‹.

Benno Meyer-Wehlack, geb. 1928 in Stettin. Aufgewachsen in Berlin, Kiel und auf Hiddensee. Nach dem Krieg in Berlin. Bauhilfsarbeiter, Verlagsbote, Landmessergehilfe, Schauspielschüler, Regieassistent. Erste Veröffentlichungen in der ›Neuen Zeitung‹, Berlin und in der ›Welt‹, Hamburg. Hörspiele: ›Kreidestriche ins Ungewisse‹, ›Die Versuchung‹, ›Die Grenze‹, ›Das goldene Rad‹ und ›Der Aufbruch‹.

MARGINALIEN

Auf den ersten Gedanken der Auffahrt brachte mich das Wort revenant. Einer sprach es zufällig vor mir aus; ich dachte an das Himmelsglück, ein Gespenst zu sein – da tat sich eine Pandorabüchse, ein Äolsschlauch von Phantasien auf. *Jean Paul*

aus: Des Luftschiffers Gianozzo Seebuch

Die blaue Stille stört dort oben
Kein Dampfer und kein Segelschiff,
Nicht Menschentritt, nicht Pferdetoben,
Nicht des Dampfwagens heller Pfiff.

Laß satt mich schaun in dieser Klarheit,
In diesem stillen sel'gen Raum:
Denn bald könnt' werden ja zur Wahrheit
Das Fliegen, der unsel'ge Traum.

Justinus Kerner
aus: Unter dem Himmel, Morgenblatt 1845

Und wenn vielleicht in hundert Jahren
Ein Luftschiff hoch mit Griechenwein
Durchs Morgenrot käm' hergefahren –
Wer möchte da nicht Fährmann sein?

Dann bög' ich mich, ein sel'ger Zecher,
Wohl über Bord, von Kränzen schwer,
Und gösse langsam meinen Becher
Hinab in das verlassne Meer.

Gottfried Keller
aus: Erwiderung an Justinus Kerner

Zu diesem Himmel floh nun ihr Blick – aber siehe, er war gar nicht mehr da: das ganze Himmelsgewölbe, die schöne blaue Glocke unserer Erde, war ein ganz schwarzer Abgrund geworden, ohne Maß und Grenze in die Tiefe gehend, jenes Labsal, das wir unten so gedankenlos genießen, war hier oben völlig verschwunden, die Fülle und Flut des Lichtes auf der schönen Erde. Wie zum Hohne wurden alle Sterne sichtbar – winzige, ohnmächtige Goldpunkte, verloren durch die Öde zerstreut – und endlich die Sonne, ein drohendes Gestirn, ohne Wärme, ohne Strahlen, eine scharfgeschnittene Scheibe aus wallendem, blähendem, weißgeschmolzenem Metalle; so glotzte sie mit vernichtendem Glanze aus dem Schlunde – und doch nicht einen Hauch des Lichtes festhaltend in diesen wesenlosen Räumen; nur auf dem Ballon und dem Schiffe starrte ein grelles Licht, die Maschine gespenstig von der umgebenden Nacht abhebend und die Gesichter totenartig zeichnend, wie in einer laterna magica. *Adalbert Stifter*

aus: Der Kondor

Ob sich für unsre Erde
Noch mal Kometen
Sichtbar machen könnten –
In Frackform?

Paul Scheerbart
aus: Katerpoesie